

Mein Name ist Kris. Nie hätte ich gedacht, dass ich noch einmal damit anfangen würde, meine Erlebnisse während meiner Dienstreisen niederzuschreiben – meiner sehr ungewöhnlichen Dienstreisen, nämlich Reisen in die Vergangenheit. Diese Reisen gehören zu meinen Pflichten als Leiter der „Abteilung für die Lieferung und Bewertung von Wertgegenständen“ im Museum der Bildenden Künste. Meinem unmittelbaren Vorgesetzten, Otto Schneider, gelang es auf glückliche Weise, in den Besitz der seit Jahrhunderten verschollenen Pläne einer Zeitmaschine zu gelangen. Deren Einsatz katapultierte unser Museum auf ein neues Niveau, das für unsere Konkurrenz unerreichbar blieb. Und nach meinem Aufenthalt in der Kreidezeit wurde unsere neu gegründete paläontologische Abteilung zu einem führenden Forschungszentrum, das die bedeutendsten Spezialisten für Paläontologie und Genetik anzog. Kein Wunder, schließlich sind wir nun im Besitz eines lebendigen Exemplars einer bis dahin der Wissenschaft unbekannten Art namens „Pteryx Curiosus“ – „Der Neugierige Pteryx“.

Ja, genau jener „Kurios“ (wie ich ihn nenne), den ich vor den Krallen eines riesigen, urzeitlichen Raubvogels namens Harpactognathus rettete. Offiziell verdankt die Welt sein Auftauchen der glänzenden Arbeit unserer Wissenschaftler, die es fertigbrachten, ihn aus erhaltenen DNA-Überresten zu klonen, die man in arktischen Gletschern gefunden hatte. Selbstverständlich lief die gesamte Forschung unter direkter Leitung von Otto Schneider, was ihn zeitweilig zum populärsten Menschen der Welt machte. Otto Schneider

genoss seinen Triumph in vollen Zügen und gab nur den bekanntesten Journalisten Interviews. Und „Kurios“ führte ein unbeschwertes Leben in einem geräumigen, eigens für ihn eingerichteten Gehege. Ich nenne ihn nach wie vor „Kurios“, obwohl er offiziell „Otto“ heißt. Er hat sich längst an diesen Namen gewöhnt und reagiert gern darauf.

Man muss meinem Chef Schneider wirklich zugutehalten, dass er sich sehr an „Kurios-Otto“ gebunden hat. Wie er mir selbst gestand, entwickelte sich zwischen ihm und dem urzeitlichen Pteryx eine „gegenseitige emotionale Verbindung“. Diese Tatsache freute mich ungemein. Denn ich kenne den peniblen Charakter meines Chefs: Da konnte ich hundertprozentig sicher sein, dass „Otto-Kurios“ in guten Händen war.

Eigentlich hätte auch ich zufrieden sein können, schließlich war der von mir gerettete sympathische Urzeit-Pteryx bei bester Gesundheit, und das Gleichgewicht der Ereignisse war wiederhergestellt. Doch manchmal überkam mich eine seltsame Wehmut, das Gefühl, etwas nicht zu Ende gebracht oder nicht richtig gemacht zu haben. Ich versuchte, die Geschehnisse zu analysieren, um mir über meine Gefühle klarzuwerden, doch die Erinnerungen machten mich nur noch bedrückter. Also beschloss ich, die Dinge einfach ihren Lauf nehmen zu lassen und las gelegentlich noch einmal in meinen Aufzeichnungen über die Zeit in der Welt der Pteryxe. Die Brosche-Kommunikator, die ich von Kartis erhalten hatte, trug ich stets bei mir. Ich

erlaubte mir diese Schwäche als Erinnerung an meine Pteryx-Freunde.

Fast zwei Monate waren seit meiner Rückkehr aus der Kreidezeit zusammen mit dem von mir geretteten „Kurios-Otto“ vergangen. Es war an der Zeit, ein neues Einsatzkommando von Otto Schneider zu erhalten. Daher wunderte es mich kaum, als er mich eines Samstagmorgens anrief, just in dem Moment, als ich mich nach dem Füttern meines Katers Watson auf einen Spaziergang vorbereitete.

Die Stimme meines Chefs klang ungewohnt erregt. Ohne jegliche Begrüßung begann er hastig: „Kris, du musst sofort herkommen! Otto, mein Otto... nein, du musst das mit eigenen Augen sehen, komm sofort zum Gehege!“

Mir rutschte das Herz in die Hose, und tausend Schreckensbilder stürmten gleichzeitig auf mich ein.

„Was ist mit ihm, ist er krank?“, rief ich in den Hörer, aber Otto Schneider hatte bereits aufgelegt. Ich blieb ohne Antwort zurück.

Hastig rannte ich aus meiner Wohnung und sprintete in Richtung U-Bahn, während ich gleichzeitig in der vorbeifahrenden Flut von Autos nach einem freien Taxi Ausschau hielt. Zum Glück gelang es mir tatsächlich, ein Taxi anzuhalten. Meiner Meinung nach fuhr der Wagen viel zu langsam und hielt sich brav an jede rote Ampel. Andererseits konnte ich ja nicht erwarten, dass der Fahrer bloß meinetwegen die Verkehrsregeln missachten würde.

Der Fahrer versuchte vergeblich, mich in ein Gespräch zu verwickeln und Details über den berühmten Pteryx Otto zu erfahren. Schließlich war die Adresse des Geheges weltweit bekannt, doch war der Zugang streng beschränkt. „Um meinen Otto nicht unnötig zu beunruhigen“, hatte mir mein Chef diese Vorsichtsmaßnahme erklärt. „Er hat schließlich schon genug durchgemacht.“ Ich stimmte ihm vollkommen zu, und obendrein wusste Otto Schneider stets, was er tat.

Da er sich keine Antwort von mir erhoffen konnte, konzentrierte sich der Fahrer schließlich misstrauisch auf die Straße und murmelte etwas Unverständliches in seinen Bart, offenbar über diese „abgehobenen Wissenschaftler, die den Bezug zum einfachen Volk verloren“ hätten.

Ich registrierte all das nur halb, beherrscht von der Ungeduld, endlich „Kurios“ zu sehen und zu erfahren, was geschehen war. Niemals zuvor hatte mich mein Chef mit solch einer Dringlichkeit herbeordert.

Endlich hielt das Taxi vor dem bewachten Tor des Geheges. Ich bezahlte den mürrischen Fahrer und lief auf Otto Schneider zu, der mich bereits am Eingang erwartete.

„Komm mit, Kris“, sagte er und zog mich am Arm hinter sich her.

Wir stiegen in ein kleines Elektrofahrzeug mit offenem Verdeck und fuhren in Richtung eines dichten Gebüschs, das sich in einer entlegenen Ecke des Geheges befand. Ich wagte kaum hinzuschauen, aus Furcht, dort womöglich den leblosen Körper von „Kurios-Otto“ zu erblicken.

In wenigen Metern Entfernung zum Dickicht hielten wir an. Zu meiner großen Erleichterung sah ich „Kurios“ auf seinen Hinterbeinen sitzen, den breiten Schwanz über das Gras ausgebreitet. Überwältigt vor Freude, dass er lebte, rannte ich mit ausgestreckten Armen auf ihn zu, wurde jedoch von einem drohenden Zischen zurückgewiesen – ausgerechnet von diesem sonst so lieben Pteryx!

Fassungslos wandte ich mich an Otto Schneider, der sich mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn wischte. Er nickte mehrmals, bevor er sprach:

„Eben. Er lässt niemanden an sich heran. Mach ihm jetzt keine Angst, wir gehen am besten ein Stück zurück.“

Verwirrt, ohne den Pteryx aus den Augen zu lassen, folgte ich Otto Schneider. „Kurios“ beendete sein Fauchen und sein bedrohliches Halsstrecken, sobald wir auf Distanz gingen. Ich sah Otto Schneider ratlos an.

„Ist er krank?“, fragte ich. Meine Kehle war so trocken, dass meine Stimme leise und heiser klang.

Otto Schneider wandte mich zu sich um und sprach selbst in einem leisen, rauen Tonfall:

„Mein lieber Otto ist Mama geworden. Er hat ein Ei gelegt und brütet es jetzt aus. Er lässt niemanden an sich heran. Mit anderen Worten: Er ist weiblich.“

Ich war wie betäubt und versuchte, das Gehörte zu verarbeiten. „Kurios“ hat ein Ei gelegt? Sollen wir ihn jetzt etwa „Otta“ nennen?

Schneider rüttelte mich an den Schultern.

„Wenn ich dich doch nur noch einmal in die Kreidezeit schicken könnte, damit du ihm – Verzeihung, ihr – einen Partner holst. Ich wäre sogar selbst bereit, auf die Reise zu gehen!“

Die Erwähnung der Kreidezeit löste in mir eine Kette von Erinnerungen aus: Vor meinem inneren Auge sah ich einen Ginkgo-Baum, in dessen dichtem Laub das Hausäffchen von Doktor Kurio Kris hockte; „Kurios“ kreischte vor Angst, während er verzweifelt versuchte, ihn aus dem tödlichen Griff des riesigen, gefräßigen Urvogels zu befreien; der bekümmerte „Kurkin der Dritte“ drückte mich schützend an seine grau befiederten Brust.

Otto Schneider deutete mein Schweigen auf seine Weise:

„Ich verstehe deine Gefühle, Kris, ich weiß, wie viel er dir bedeutet. Oder besser gesagt, wie viel sie dir bedeutet.“

Er wedelte ein paar Mal mit der Hand vor dem Gesicht und fuhr fort:

„Aber egal, er bleibt unser Otto. Diesen Namen kennt er und ist an ihn gewöhnt. Komm, lass uns ins Haus gehen und in Ruhe darüber reden.“

Ich sollte erwähnen, dass Otto Schneider das unbebaute Nachbargrundstück neben seinem Landhaus erworben und dort das Gehege angelegt hatte.

Also setzten wir uns wieder ins Elektromobil und betrachteten dabei den sich beruhigenden „Kurios-Otto“, der sich eifrig das Brustgefieder putzte. Unglaublich – „Kurios“ brütet also ein Ei aus! Unser fruchtbarer Pteryx! Stolz stieg in mir auf – auch auf mich selbst, denn schließlich hatte ich ihn

vor dem sicheren Tod bewahrt. Für mich wird er immer „Kurios“ bleiben, mein liebenswerter Urzeit-Gefährte. „Kurios“, der nun ein Ei gelegt hat. Innerlich war ich hin- und hergerissen, noch nicht bereit, ihn als Weibchen zu sehen. Glücklicherweise blieb mir nicht viel Zeit zum Grübeln, denn wir erreichten bald einen großen Holzbungalow, umgeben von leuchtenden Blumen und Sträuchern.

Ich folgte dem immer noch schweigenden Otto Schneider in ein geräumiges Wohnzimmer mit einem riesigen Ledersofa. Auch die Möbel hier waren größtenteils aus Holz. In einer Ecke bemerkte ich eine schwere Kommode mit vergoldeten Griffen aus der Zeit Ludwigs XV., die ich einst selbst für einen Kunden besorgt hatte, der anonym bleiben wollte. Ich ahne nun, wer jener Kunde war. Auf ihr lag ein großer Laptop, offenbar ein moderner Blickfang in diesem Arbeitszimmer.

Otto Schneider bemerkte, wie ich die Kommode betrachtete.

„Ja, ja, du hast schon recht“, begann er hastig. „Ich konnte einfach nicht widerstehen ...“

Er stieß mich sanft in Richtung des Sofas, das sich als sehr bequem erwies. Offen gestanden erstaunte mich die Heimlichtuerei meines Chefs nicht im Geringsten. Sie lag ihm im Blut. Aber was mich jetzt viel mehr beschäftigte, war die Lage von „Kurios-Otto“. Warum war es notwendig, ihm einen Partner aus der Kreidezeit zu beschaffen? Hatte das mit der „Legende“ zu tun, dass er angeblich geklont sei?

„Wichtig ist im Augenblick, wie es mit Otto weitergeht“, sagte Otto Schneider, als würde er meine Gedanken erraten. „Doch zuerst brauche ich etwas zu trinken. Bei all dem Stress, der ganzen Aufregung und jetzt auch noch dieser neuen Entwicklung ...“ Er trat entschuldigend an ein antikes Schränkchen mit Glastüren und zog eine dunkle Flasche hervor.

Ich saß stumm auf dem Sofa und ließ meinen Blick durch den Raum schweifen, in dem ich mich befand. Es wirkte eher wie ein Schaustück in einem Museum für antike Möbel – keine achtlos herumliegende Kleinigkeit, kein Stuhl, der schief dastand. Unwillkürlich fragte ich mich, ob mein Chef überhaupt eine Familie hatte. Ihn danach zu fragen, hätte allerdings wenig Sinn, denn er behielt alles stets für sich.

Otto Schneider nahm neben mir auf dem Sofa Platz und reichte mir gleichzeitig ein Glas mit einer dunklen Flüssigkeit:

„Echter Cognac aus Frankreich. Probier mal.“

Eigentlich trinke ich so gut wie keinen Alkohol – vielleicht deshalb, weil ich meine, dass Alkoholgenuss zumindest einen Gesprächspartner voraussetzt, um ein wenig die zwischenmenschliche Spannung zu lösen. Genau eine solche Situation hatte ich gerade: Mein Chef saß mir gegenüber, und die Neuigkeit über „Kurios“, der ein Ei gelegt hatte, hatte mich ziemlich aus der Bahn geworfen und meine Logik durcheinandergebracht. Also trank ich einen Schluck des herben Getränks und lehnte mich an die Sofalehne, während ich Otto Schneider aufmerksam musterte.

Die Idee, ein weiteres Mal in die Kreidezeit zu reisen, erfüllte mich mit Unbehagen. Laut unserem Kodex ist es nicht erlaubt, dasselbe Zeitalter an genau denselben Ort noch einmal zu besuchen. Ich war schon zweimal dort gewesen. Aus vielen Gründen wollte ich mir ein drittes Eingreifen ersparen – nicht zuletzt, weil ich ja bereits zweimal denselben „Kurios“ gerettet hatte, der inzwischen als geklonter „Otto“ bekannt war.

Ich teilte Schneider meine Bedenken mit und bemühte mich dabei, nicht zu verraten, dass ich besagte Epoche eigentlich schon zweimal besucht hatte.

„Noch eine ‚Reise‘ in die Kreidezeit könnte die zeitliche Ereigniskette stören. Immerhin würde ich dort unvermeidlich erneut auf ‚Kurios‘ – also Otto – treffen und die gleichen Geschehnisse durchleben, deren Ausgang ich ja bereits kenne. Und außerdem: Wie sollte ich überhaupt einen weiteren Pteryx finden?“

Otto Schneider stellte sein leeres Glas auf dem Boden ab und verschränkte die Arme vor der Brust. Immer wenn er ein schwieriges Thema erörterte, legte er diese Haltung an den Tag.

„Da hast du recht, Kris“, meinte er. „Ein zweiter Eingriff in den Zeitablauf wäre äußerst riskant. Meine erste Idee war, eine andere Phase der Kreidezeit anzusteuern, aber das ist leider im Moment nicht möglich – zumindest nicht in absehbarer Zeit. Also habe ich mir etwas anderes überlegt.“

„Warum ist es nicht möglich?“ fragte ich leicht beunruhigt.
 „Stimmt etwas mit unserer Zeitmaschine nicht?“

„Ich erkläre es dir gleich.“ Er erhob sich vom Sofa und stieß dabei mit dem Fuß an sein fast leeres Cognacglas, das umkippte. Mit einer raschen Handbewegung gab er zu verstehen, dass es ihn nicht weiter störte, was mich ein wenig wunderte, da im Haus sonst beinahe Kasernendisziplin zu herrschen schien.

Vor mir stehend begann er nun:

„Die Zeitfelder der Kreidezeit sind nach deiner Rückkehr gestört. Durch diese Störungen kann sich unsere Zeitmaschine nicht mehr richtig auf diese Epoche abstimmen; sie wird gewissermaßen geschluckt. Bildlich gesprochen ist über diesem Zeitraum ein dunkler Schleier.“

Erschrocken vermutete ich, dass diese Störungen meine Schuld sein könnten. Ich war schließlich zweimal dort gewesen und hatte jedes Mal denselben „Kurios“ gerettet. Als wäre die Kreidezeit nun gewissermaßen zugefallen, um sich gegen ein weiteres Eingreifen zu schützen.

Otto Schneider schien meine Gedanken zu erraten und fügte hinzu:

„Kris, ich will das gar nicht jemandem speziell anlasten. Die Situation ist, wie sie ist. Aber zum Glück habe ich noch einen anderen Plan. Sollte dieser gelingen, wird die Öffentlichkeit sich auf eine neue Sensation stürzen, und mein Otto kann ungestört sein Ei ausbrüten. Ist das Junge erstmal geschlüpft, klonen wir es sozusagen ‚offiziell‘. Was meinst du dazu?“

Ohne meine Antwort abzuwarten, ging er zum Louis-XV-Kommodenschrank und zog aus dessen oberster Schublade eine kleine Compact Disc heraus. Er trat damit wieder auf mich zu und hielt mir die Disc hin.

„Hier, das ist meine Idee. Das Lied des Jahres, ganz vorne in sämtlichen Hitparaden, obwohl ich persönlich nicht viel damit anfangen kann.“

„Strauße brauchen etwa eineinhalb Monate, um ihre Eier auszubrüten, Krokodile rund zwei“, warf ich ein. „Also wird ‚Kurios‘ – äh, Otto – wohl auch ungefähr zwei Monate brauchen.“ Dabei betrachtete ich die Disc mit dem vermeintlichen ‚Song des Jahres‘ einigermaßen ratlos.

„Das ist kein Problem“, winkte Otto Schneider ab. „Eine Sensation kann man wunderbar anheizen. Darum kümmerge ich mich. Du hingegen solltest sofort alle Informationen zusammentragen, die du über einen Ohrhänger mit einem eingelassenen Smaragd namens ‚Auge des Schicksals‘ auftreiben kannst. Du musst das zweite Exemplar finden – es handelt sich nämlich um ein Paar. Dann schreibst du mir einen Bericht mit deinen Vorschlägen. Ich muss wissen, in welches Jahr und an welchen Ort ich dich schicken soll. Für den Rest habe ich schon gesorgt: In den Ruinen der alten Stadt Pella werden neue Ausgrabungen stattfinden. Die Legende dazu ist bereits in Arbeit.“

Seine kurzen Sätze wirkten wie ein Befehl, und gleichzeitig bekam ich das Gefühl, Otto Schneider sei müde geworden, mich um sich zu haben und wolle mich möglichst

rasch nach Hause schicken. Ich kann nicht behaupten, dass mich das sehr kränkte, aber ein bisschen verletzt fühlte ich mich doch.

„Sie sind sicher selbst erschöpft, bei all den Verpflichtungen. Und Sie möchten von hier bestimmt nach Hause“, sagte ich, bemüht, verständnisvoll zu klingen.

Otto Schneider blieb stehen, dann lachte er und streckte mir die Hand entgegen.

Nun, „Tja, Kris, ohne deine Analysen läuft wohl gar nichts! Aber du hast recht – ich habe mein repräsentatives Haus hier so wohnlich wie möglich gestaltet. Das ist meine offizielle Residenz außerhalb der Stadt, aber nicht mein Zuhause.“

Ich lobte den Geschmack meines Chefs:
„Es wirkt durchaus gemütlich, mit viel Holzverkleidung und sorgfältig ausgewählten Möbeln. Aber hier gibt es nichts Persönliches, nicht mal das umgekippte Cognacglas haben Sie aufgehoben. Kaum zu glauben, dass Sie zu Hause wirklich so aufgeräumt sind.“

Otto Schneider lächelte zufrieden und nickte mehrmals.

„Du wirst das schon hinkriegen, Kris. Ich bin sicher. Und dann hat mein Otto genügend Ruhe, um sein Ei erfolgreich auszubrüten.“

Er ging zur Tür, deutete mir, ihm zu folgen:

„Da du meine kleine Geheimnistuerei durchschaut hast, fahre ich dich jetzt heim. Und ja, ich gebe zu, ich bin tatsächlich ziemlich erschöpft.“

Ich bat Schneider, mich am Eingang des Central Parks rauszulassen, wo ich mich für diesen Samstagmorgen ohnehin zu einem Spaziergang aufmachen wollte. Die CD, die er mir gegeben hatte, steckte ich in die Innentasche meiner Jacke, wobei ich gleichzeitig meine runde Brosche ertastete, die ich immer bei mir trug.

An diesem Samstag war der Park gut besucht, und ich schlenderte eine Weile über seine Wege, bis ich schließlich eine freie Bank fand. Dort setzte ich mich und ließ das eben Erlebte noch einmal Revue passieren – das Gespräch mit Otto Schneider und diesen mysteriösen Smaragd namens „Auge des Schicksals“. Ich hatte nie zuvor von ihm gehört. Und außerdem diese komische CD. In den nächsten Tagen würde ich genug zu tun haben. Beschloss ich doch, den Rest des Tages gemütlich mit meinem Kater Watson zu Hause zu verbringen – so konnte ich meine Gedanken sortieren und mich auf meine neuen Nachforschungen einstellen.

Ich war froh über den neuen Auftrag, denn hin und wieder überkamen mich wehmütige Erinnerungen an meine Freunde aus der Welt der Pteryxe. Die bevorstehende Datenflut würde mich ablenken und mir keine Zeit zum Grübeln lassen. Außerdem war ich beruhigt, weil „Kurios-Otto“ sein Ei in aller Ruhe ausbrüten konnte. Otto Schneider würde schon dafür sorgen, dass es ihm an nichts fehlte. Bei der Vorstellung, dass sich „Kurios“ plötzlich als Weibchen entpuppt hatte, huschte mir unwillkürlich ein Lächeln übers Gesicht.

In heiterer Stimmung machte ich mich also an die ersten Recherchen. Mir war klar, dass der Schlüssel zur Lösung darin lag, die Herkunft dieses rätselhaften Smaragd-Ohrhängers zu ermitteln: Epoche, Ort der Entstehung, und wenn möglich sogar den Meister, der ihn gefertigt hatte.

Zunächst hörte ich mir die auf dem Datenträger enthaltene Musik an, die mir Otto Schneider gegeben hatte. Ich war sehr neugierig, welche Verbindung das Lied zu meinen Nachforschungen haben sollte. Gemütlich auf meinem Sofa ausgestreckt, spürte ich meines Katers Watsons angenehme Wärme an meiner Seite.

Ich legte die CD in den Computer, der auf dem Beistelltisch stand, während ich parallel in einer Suchmaschine nach dem Titel „Auge des Schicksals“ stöberte. Aus den Lautsprechern klangen Gitarrenklänge, die Musik war stimmungsvoll, eine warm timbrierte Frauenstimme sang:

„Zwei grüne Augen des Schicksals
Sahen über die Zeiten fort,
Durch den Nebel alter Zaubermacht
Verschwand dein Antlitz immer mehr.
Des grünen Strahls Leuchten
Zerteilt sich in zwei Hälften,
Verschließt den dornigen Pfad
Und bewahrt die Herzen vorm Zerbrechen.
Einst finden die Augen sich wieder
Und bannen den Zauber,
Sie sind das Pfand der Liebe,

Die uns für immer wärmen wird».

Ich gestehe, solche Songs liegen mir nicht besonders. Außerdem gab mir der Text kaum Klarheit: Dornige Wege, Zaubernebel... offenbar ging es um unerwiderte Liebe? Davon gibt es wahrlich genug Lieder mit ungleich deutlicheren Botschaften. Dennoch erkannte ich, warum dieses Lied – „Auge des Schicksals“ – in meinem Auftrag eine Rolle spielen sollte. So wollte ich also hier ansetzen.

Wie ich herausfand, wird ein einzelner Ohrring namens „Auge des Schicksals“ im British Museum in London ausgestellt. Fachleute datieren ihn auf das alte Babylon, ungefähr ins 4. oder 5. Jahrhundert v. Chr. Gefunden wurde er jedoch auf dem Gebiet des antiken Makedonien, nicht weit von den Ruinen der Stadt Pella – dem Geburtsort Alexanders des Großen. Bei weiteren Recherchen stieß ich auf den Hinweis, dass Alexander nach seiner kampflosen Einnahme Babylons im Oktober 331 v. Chr. diese Stadt 324 v. Chr. zur Hauptstadt seines Reiches erklärte. Sein Heimatsort Pella blieb dabei die „zweite Hauptstadt“. Noch im selben Jahr schickte er 1500 Reiter in die Heimat zurück – Veteranen, die von Anfang an bei seinem Eroberungsfeldzug dabei gewesen waren und in den vielen Kämpfen Gesundheit und Kräfte eingebüßt hatten. Zur Entschädigung belohnte Alexander sie reich mit Gold und Silber, das er als Geschenk von den Bewohnern Babylons erhalten hatte. Darunter befanden sich auch kostbare Schmuckstücke.

Ich studierte eifrig antike griechische Quellen, um herauszufinden, wie babylonische Juwelen sonst noch nach Makedonien gelangt sein könnten. Doch alles deutete darauf hin, dass die Ohrringe „Auge des Schicksals“ – man sprach stets im Plural – am ehesten Teil der Beute eines dieser 1500 heimkehrenden Soldaten gewesen sein könnten. Nachdem ich diverse antike Schriften durchgeforstet hatte, fand ich heraus, dass eine größere Gruppe makedonischer Reiter zusammen mit beträchtlichen Trossen am 20. August 324 v. Chr. Babylon verließ, um nach Hause zurückzukehren. Für die gut dreitausend Kilometer lange Strecke brauchten sie schätzungsweise vier Monate.

Ich war stolz, dass ich das exakte Auszugsdatum ermitteln konnte. So müsste ich die Reiter praktisch nur vor den Toren der Stadt abpassen und ihnen ihre Beute – darunter vermutlich die besagten Ohrringe – abnehmen. Bei dieser Vorstellung musste ich lächeln. Erstens wäre es sehr ungerecht, diesen Veteranen ihre hart erkämpfte Belohnung zu rauben, und zweitens hätte ich gegen gut bewaffnete makedonische Soldaten keinerlei Chance, selbst ein Tarnumhang würde mir da kaum helfen.

Also vertagte ich meine Überlegungen zum passenden Zeitpunkt und Ort, an dem ich ins 4. Jahrhundert v. Chr. springen müsste, und flog zunächst für ein paar Tage nach London. Ich ließ Kater Watson in der Obhut meiner Nachbarin und wollte mir im British Museum das „Auge des Schicksals“ höchstpersönlich ansehen. Keine Fotografie kommt schließlich an das Original heran.

An der Vitrine mit dem Ohrring drängten sich ganze Menschentrauben. Manche Besucher summten dabei die erwähnte Ballade und machten Selfies. Otto Schneider hatte nicht übertrieben – dank der Popularität dieses Liedes war das „Auge des Schicksals“ zum Publikumsmagneten geworden, und das Auffinden des zweiten Ohrrings würde sicherlich jeden anderen Medienrummel, zum Beispiel um unseren „Kurios-Otto“, in den Schatten stellen.

Endlich kam ich nahe genug an das Schaukastenfenster heran, um das elegante goldene Schmuckstück mit dem ovalen Smaragd in der Mitte ausgiebig zu betrachten. Jede Einzelheit war kunstvoll gearbeitet – man spürte, dass der Juwelier all sein Können hineingesteckt hatte. Daneben lag ein Stück Papyrus mit griechischer Schrift. Durch meine langjährige Arbeit bin ich vielen alten Sprachen recht mächtig, also gelang es mir ohne Schwierigkeiten, die erhaltenen Zeilen zu entziffern:

„Grüne Augen des Schicksals blicken durch die Jahrhunderte ...“

War das wirklich der Originaltext des Liedes?

Ich hatte das Glück, Mitarbeiter unseres Museums mit seinem ausgezeichneten Ruf zu sein. Dank meiner Visitenkarte gelang es mir, ein Treffen mit dem Kurator für altgriechische Exponate im British Museum zu arrangieren. Er war sehr angetan von meinem Interesse, während ich ihm im Gegenzug für seine Informationen eine exklusive Führung durch unser eigenes Museum in Aussicht stellte.

So erfuhr ich von ihm, dass der Ohrhänger „Auge des Schicksals“ Anfang des 20. Jahrhunderts, genauer gesagt 1918, entdeckt worden war. Man hatte ihn damals in Pergament eingeschlagen gefunden, auf dem Verse standen, die dem berühmten Lied zugrunde liegen sollen.

Die Erzählung des Kurators brachte mich ins Grübeln. Pergament konnten sich in der Antike nur sehr wohlhabende Einwohner des alten Makedonien leisten. Die meisten schriftlichen Notizen oder privaten Briefe wurden damals auf Tontafeln verfasst. Andererseits stieg das Ansehen jener makedonischen Veteranen, die von Alexander dem Großen reich mit Juwelen beschenkt worden waren, schlagartig – und mit ihrem neugewonnenen Reichtum konnten sie sich natürlich auch Pergament leisten. Bemerkenswert war jedenfalls, dass der während der Ausgrabungen entdeckte Ohrhänger in genau dieses Pergament mit besagten Versen gewickelt war. Offensichtlich hatte das für die Besitzerin eine große Bedeutung. Ich war fest davon überzeugt, dass die Besitzerin der „Augen des Schicksals“ eine junge, romantische Frau gewesen sein musste. Zumindest erklärte es in meinen Augen, warum sie jene Verse verfasst hatte. Wahrscheinlich hatte das Schicksal sie von ihrem Geliebten getrennt, dem sie das zweite Exemplar dieser Ohrringe übergeben hatte. Doch wie sollte ich „ihn“ finden?

Diese und viele weitere Fragen gingen mir durch den Kopf, während ich nach Hause zurückkehrte, wo mein Kater Watson mich gesund und munter erwartete. Ich konnte mich

bei meiner Nachbarin stets auf zuverlässige Hilfe verlassen – nicht zuletzt aufgrund ihrer Tierliebe.

Wenn ich meine Überlegungen zusammenfasste, kam ich zu dem Schluss, dass ich mich zum Eintreffen der Veteranen in Pella einfinden musste. Nach meinen Berechnungen lebten dort ungefähr dreitausend Menschen. Nicht alle der heimkehrenden Soldaten würden also gerade in dieser Stadt ankommen; das machte meine Aufgabe etwas überschaubarer. Dennoch wollte ich auf Nummer sicher gehen und bat Otto Schneider, mir für die Zeitreise mindestens eine Woche zu gewähren. In dieser Zeit hoffte ich, die junge Frau mit den „Augen des Schicksals“ – höchstwahrscheinlich die Tochter eines zurückkehrenden Veteranen – und ihren Geliebten aufzuspüren. Falls ich allerdings zu spät eintreffen und sie beide bereits getrennt sein sollten, würde ich versuchen, ihn ausfindig zu machen und ihm den zweiten Ohrhänger abzukaufen.

Aus diesen Erwägungen heraus legte ich als Reisedatum für meine Zeitreise den 30. Dezember fest, während die genauen Koordinaten von unseren Technikern anhand der Zeitmaschine eingestellt werden würden. Außerdem sollten sie mir passende Winterkleidung für jene Region vorbereiten.

Bis zum Abreisetag hatte ich noch etwas Zeit und widmete sie meiner Brosche mit integriertem Kommunikator, die mittlerweile so etwas wie ein Talisman für mich geworden war. Denn der Bildschirm des Geräts funktionierte nicht mehr. Zugegeben, ich hatte die Brosche manchmal vorsichtig geöffnet und auf den unscheinbaren Knopf gedrückt, mit dem

sie sich in einen Kommunikator verwandelte. Tief im Innern hoffte ich jedes Mal, plötzlich die aufgeregte Stimme eines Pterix zu hören. Zwar sagte mir die Vernunft, dass das unmöglich war, doch träumen durfte ich ja. Außerdem war ich neugierig, was für eine Art Akku darin steckte. Zu diesem Zweck hatte ich mir einen Einsteiger-Werkzeugsatz für Hobbyschmiede und ein einfaches Amperemeter besorgt. Batterien hatte ich ohnehin immer auf Vorrat.

Mit Hilfe eines Uhrmacher-Schraubenziehers gelang es mir, die Unterseite der Brosche abzunehmen. Zum Vorschein kam eine kleine, metallene „Knopfzelle“, die vermutlich als Akku diente.

Ich ging davon aus, dass der technische Entwicklungsstand in der Welt der Pteryxe unserem einigermaßen entspricht und diese Art von Kleingeräten deshalb auch Akkus mit ungefähr drei oder vier Volt benötigen. Drei handelsübliche 1,5-Volt-Batterien verband ich daher in Serie, indem ich sie mithilfe von Klebeband zusammenfügte. An deren beiden Enden befestigte ich je ein Stück Draht, die ich wiederum an der Knopfzelle des Kommunikators anbrachte – einen Draht oben, den anderen unten. Jetzt sollte das Amperemeter zum Einsatz kommen: Sobald ich es an die metallene Knopfzelle hielt, stellte ich fest, dass kein Strom floss. Ohne die Hoffnung aufzugeben, vertauschte ich die beiden Drähte. Mein Herz machte einen Sprung, als sich die Nadel des Amperemeters bewegte und schließlich bei 1,2 Ampere stehen blieb.

Ich steckte das Messgerät wieder weg und ließ mein selbstgebasteltes „Ladegerät“ einfach für ein paar Stunden angesteckt auf dem Tisch liegen. Danach fütterte ich meinen Kater und spielte etwas mit ihm. Als ich nach ungefähr vierzig Minuten auf die Uhr sah, war ich so ungeduldig, dass ich nicht länger warten wollte. Allerdings hatte ich mir ursprünglich eine längere Ladezeit vorgenommen – aber es siegte die Neugier.

Ich trennte die Drähte vom Kommunikator und schraubte die Unterseite der Brosche wieder fest. Ich wollte das Gerät auf keinen Fall in auseinandergebautem Zustand einschalten, um nicht versehentlich etwas zu beschädigen. Mit einem gewissen Kribbeln im Bauch drückte ich den kleinen, unauffälligen Schalter an der Seite, der die Brosche in einen Kommunikator verwandelte. Langsam fuhr ich mit dem Finger über das runde Display, das sich prompt erleuchtete. Ich lobte mich innerlich für meine Findigkeit und klappte den Kommunikator sofort wieder zu, denn ich wollte den Akku nicht sinnlos verbrauchen. Letztlich konnte ich hier in dieser Welt, so fern von der Welt der Pteryxe, ohnehin niemanden per Kommunikator erreichen. Trotzdem war es mir ein wertvolles Erinnerungsstück. Bei dem Gedanken an Kurkin den Dritten, der mich einst an seine grauflaumige Brust gedrückt hatte, wurde ich ganz melancholisch.

Ich versuchte mich von diesen leicht bedrückenden Erinnerungen abzulenken – schließlich stand eine neue, anspruchsvolle Mission an, die meine ganze Konzentration fordern würde. Zudem hatte ich mein Besuchsdatum in Pella

nur intuitiv gewählt, wodurch ich noch keinen klaren Plan hatte, wie ich mich konkret verhalten sollte.

Ich rief Otto Schneider an und bat ihn, sich vor dem Gehege zu treffen, wo Kurios-Otto sein Ei ausbrütete. Irgendwie verspürte ich keine Lust, erneut sein repräsentatives Landhaus zu betreten, das eher einer Museumsinstallation glich. Höflich äußerte ich ihm meinen Wunsch, und er war einverstanden.

Diesmal nahm ich wieder ein Taxi und betrachtete beim Fahren die Straßen und Passanten. Bald würde ich den uralten Glanz der antiken Stadt Pella erblicken. Ich spürte, wie mich das neue Abenteuer bereits in seinen Bann zog. Ehrlich gesagt keimte tief in mir die Hoffnung auf, dass die Suche nach diesem rätselhaften „Auge des Schicksals“ mehr bereithalten könnte als nur den Auftrag, einen verschollenen Ohrhänger aufzuspüren. Was wäre, wenn ich mich im Handumdrehen als jener „unbekannte Geliebte“ der romantischen jungen Frau entpuppte? Ich war mir nahezu sicher, dass sie ein romantisches Gemüt hatte, sonst hätte sie jene mystischen Verse wohl kaum niedergeschrieben, die schließlich dem aktuellen Erfolgslied zugrunde lagen.

Zu meinem Glück war der Taxifahrer diesmal sehr schweigsam, sodass ich mich ungestört meinen Gedanken hingeben konnte. Eigentlich zähle ich mich zu den Pragmatikern, aber offenbar hatte mich die geheimnisvolle Geschichte um die getrennten Ohrringe und jene nebulösen Verse in eine verträumte Stimmung versetzt. Ich beschloss jedoch, den Tatsachen nicht ganz den Rücken zu kehren.

Fakt war: Anders als bei meinen früheren Einsätzen würde ich diesmal in der Vergangenheit Nachforschungen anstellen und musste dabei vermutlich Kontakt zu heimkehrenden makedonischen Soldaten aufnehmen, um herauszufinden, wer von ihnen den zweiten Smaragd-Ohrhänger besaß. Zudem wollte ich auf keinen Fall gegen unseren Kodex verstoßen, indem ich mich auf irgendwelche Beziehungen oder Gefühle einließ. Ich wollte unauffällig bleiben und mich rein von der Vernunft leiten lassen – wie ich es (fast) immer tat. Und bisher war ich mit meinen Aufgaben schließlich immer erfolgreich gewesen.

„Du hast alle deine Aufträge bisher hervorragend erledigt“, sagte Otto Schneider zu mir, während wir gemeinsam über die Rasenfläche auf das Gebüsch zugingen, hinter dem Kurios sein Ei hütete. Für mich war und blieb er „Kurios“, daher werde ich ihn weiterhin so nennen.

„Deshalb bin ich überzeugt, dass nur du diesen Ohrhänger aufspüren kannst“, fügte er hinzu.

Im Gegensatz zu ihm war ich jedoch weniger zuversichtlich. Meine gesammelten Hinweise zu einem möglichen Aufenthaltsort des „Auge des Schicksals“ waren sehr vage, und ich konnte nicht einmal abschätzen, wie viel Zeit ich brauchen würde, um fündig zu werden.

„Wie lange habe ich dafür zur Verfügung?“, fragte ich, während ich Kurios anschaute, der seinen Hals in unsere Richtung reckte, weil er uns nahen sah. In einiger Entfernung standen Futter- und Wassernäpfe bereit, damit er sein Ei

möglichst nicht allein lassen musste. Wir blieben auf Abstand, um ihn nicht zu beunruhigen.

Otto Schneider dachte kurz nach und fixierte mich dann mit nachdenklicher Miene.

„Ich höre aus deiner Frage heraus, dass du dir unsicher bist“, sagte er. Nach einer kleinen Pause fügte er hinzu: „Damit wir dich in der Vergangenheit nicht verlieren, kann ich dir höchstens eine Woche gewähren. Meine Techniker sind vorsichtig geworden, seit sich das Zeitportal zur Kreidezeit für uns verschlossen hat. Den Marker nimmst du natürlich mit, für alle Eventualitäten.“

„Und was, wenn mir eine Woche nicht reicht?“, fragte ich beunruhigt.

„Auch daran habe ich gedacht“, entgegnete er in beruhigendem Tonfall. „Pella war immerhin die Hauptstadt eines gewaltigen Reiches, zu dem Alexander der Große eroberte Schätze aus allen möglichen Ländern brachte. Ganz sicher findet sich dort auch eine Goldschmiede oder etwas Ähnliches. Kauf einfach ähnliche goldene Ohrhänger. Einen Smaragd können wir auch hier einsetzen. Wichtig ist nur, dass sie stilistisch in die Epoche passen. Und wir versorgen dich mit passendem Münzgeld.“

Ein guter Plan B also, der es mir ermöglichen würde, mich in Ruhe auf die Suche nach dem echten „Auge des Schicksals“ zu machen.

Otto Schneider bemerkte meine Erleichterung. Vertraulich legte er die Hand auf meine Schulter.

„Keine Sorge, Kris. Vergiss auch nicht, mir alles zu schicken, was in unserem Museum interessant sein könnte. Allein dadurch hätten wir schon eine Menge gewonnen. Unsere Spezialisten sorgen außerdem dafür, dass du dort mitten im Winter nicht frierst. Du wirst also passende Kleidung für diese Jahreszeit bekommen.“

In dem Gefühl, mir die wichtigsten Infos gegeben zu haben, ließ er meine Schulter los und richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf Kurios. Mit unverhohlener Zärtlichkeit betrachtete er den Pteryx.

„Was für ein Prachtexemplar!“, sagte er leise, fast zu sich selbst. „Wir werden alles tun, damit er – also sie – ihr Ei ungestört ausbrüten kann, nicht wahr, Kris?“

Ich nickte nur zustimmend. Viel mehr gab es für uns beide nicht zu bereden. Nachdem wir uns noch kurz über das winterliche Wetter im alten Griechenland unterhalten und Kurios weiter beobachtet hatten, verabschiedeten wir uns.

Zuhause wartete ein hungriger Kater Watson, der in letzter Zeit etwas wenig Aufmerksamkeit von mir bekommen hatte. Mein schlechtes Gewissen war groß, also fütterte ich ihn nicht nur, sondern spielte auch ausgiebig mit ihm, was ihn sichtlich freute. Doch selbst währenddessen war mein Kopf bei meiner anstehenden „Dienstreise“ ins Jahr 324 v. Chr. Zwar hatte Otto Schneider mir versichert, dass das Finden des echten „Auge des Schicksals“ nicht zwingend notwendig sei, um die Medienwelt zu beeindrucken, aber ich ließ mich nicht täuschen: Jede Fachkraft würde eine Fälschung sofort

enttarnen. Er wollte mich bloß beruhigen und mir den Druck nehmen.

In den darauffolgenden Tagen, in denen ich auf Otto Schneiders Anruf wartete, entwarf ich einen groben Aktionsplan für die sieben Tage, die ich in der antiken Stadt Pella verweilen würde. Ich würde wahrscheinlich zunächst die Stadt erkunden, den Grundriss kennenlernen und sie in Bereiche unterteilen, in denen ich nach Familien von heimkehrenden Soldaten suchte – mit Schwerpunkt auf jungen Töchtern, die möglicherweise diese Ohrringe besaßen. Und dann wollte ich situationsbedingt entscheiden, wie ich weiter vorgehen würde. Auf jeden Fall wollte ich meinen Tarnumhang mitnehmen, der sich schon im Kreidezeitalter bewährt hatte. Die Aussicht, in eine Auseinandersetzung mit makedonischen Soldaten zu geraten, ließ mich nämlich nicht kalt, und man wusste nie, wie sie auf mich reagieren würden. Besser, man war vorbereitet. Darüber informierte ich auch gleich Otto Schneider, der damit einverstanden war.

Schließlich brach der Tag meines „Starts“ an. Wie stets vor einer Zeitreise war ich angenehm aufgeregt, doch diesmal mischte sich eine Spur mehr Nervosität als sonst hinzu. Denn ich plante, meinen Kommunikator mitzunehmen, den ich seit meiner Rückkehr aus der Welt der Pteryxe ständig bei mir getragen hatte und diese Gewohnheit nicht ablegen wollte. Zwar verstieß es gegen sämtliche Vorschriften, aber andererseits: Welchen Schaden könnte eine harmlose Brosche in einem technisch kaum

entwickelten Land schon anrichten? Zumal ich dort ohnehin niemanden hatte, den ich per Kommunikator hätte erreichen können.

Zur vereinbarten Zeit erschien ich in Otto Schneiders Büro und umklammerte in der Hosentasche heimlich meine geliebte Brosche. Anscheinend stand mir eine gewisse Unruhe ins Gesicht geschrieben, denn mein Chef sprach mich mit aufmunterndem Lächeln an:

„Mach dir keine Sorgen, Kris. Du hast sogar unter Urzeitechsen überlebt und deine Aufgabe mit Bravour gemeistert. Und mit alten Kulturen kennst du dich doch ohnehin aus.“

Ich nickte zustimmend und schenkte ihm sogar ein kurzes Lächeln.

„Ich brauche dort allerdings Winterkleidung und Geld für unvorhergesehene Ausgaben“, sagte ich.

Ohne zu antworten, zog Otto Schneider eine Schublade seines Schreibtischs auf und holte einen kleinen Ledersack heraus, der mit Münzen gefüllt war. Ich öffnete ihn, um kurz hineinzuschauen. Er enthielt offenbar mehr als genug, um die fast einwöchige ‚Dienstreise‘ zu finanzieren. Dabei kam mir spontan eine riskante Idee, die ich gleich in die Tat umsetzte. Ich musste nur kurz die Aufmerksamkeit meines Chefs vom Geldsäckchen ablenken.

„Und mit dem Tarnumhang fühle ich mich bestimmt noch sicherer“, fügte ich hinzu.

„Dein Umhang ist schon oben“, antwortete er und warf einen flüchtigen Blick über die Schulter in Richtung des

Fahrstuhls hinter sich, während er mit der Hand winkte. Dieses kurze Augenblick genügte mir, um rasch meine Brosche in den Beutel mit den Münzen zu stecken.

„Na dann“, sagte ich in auffällig munterem Ton, „ich bin startklar.“

Ich war über mich selbst erstaunt. Noch nie hatte ich mich zu solch einer Finte hinreißen lassen. Hatte sich mein Charakter inzwischen unbemerkt verändert? Ich würde mir später darüber Gedanken machen, aber erst nach meiner Rückkehr aus dem alten Makedonien.

Nach einem kurzen Austausch üblicher Höflichkeitsfloskeln folgte ich Otto Schneider in den Fahrstuhl. Er trug das Säckchen mit den antiken Münzen.

„Oben liegt schon deine Bekleidung für die ‚Reise‘, ebenso der Tarnumhang und ein Vorratsbehälter samt Marker“, erklärte er im Gehen.

Zuerst musste ich jedoch eine Desinfektionsdusche über mich ergehen lassen. Dann zog ich die für mich vorbereitete Kleidung an: eine knielange Filzhose, einen dicken grauen Himation, einen warmen Mantel aus Schaffell, eine kleine Filzkappe und mit Wollfilz ausgelegte Rindersleder-Schuhe.

Die Sachen waren bequem, allerdings glitt mir der rechteckige Himation, der als klassische griechische Umhüllung diente, ständig von der Schulter – ich würde noch üben müssen, ihn richtig zu tragen. Zudem befremdete mich die Filzhose etwas, denn meines Wissens nach trug man im alten Griechenland keine Hosen. Doch waren sie kurz genug, sodass man sie leicht unter dem Himation verbergen konnte.

Als ich in meinem Aufzug die „Startrampe“ betrat, lächelte Otto Schneider mich aufmunternd an.

„Meine Spezialisten haben sich die Freiheit genommen, dir eine warme Hose zu geben. Wie du siehst, verschwindet sie unter deinem... wie heißt das noch mal? Chiton, Himation? Egal. Wichtig ist, dass du nicht erfrierst.“

Ich dankte ihm für seine Umsicht.

„Tatsächlich fühle ich mich bei niedrigen Temperaturen wohler, wenn ich warm angezogen bin“, sagte ich.

„Bereit?“ fragte er. „Der Geldbeutel liegt schon im Container.“

„Und mein Tarnumhang? Am besten ziehe ich ihn direkt über, falls ich mich da mitten unter den Leuten wiederfinden sollte. Ich muss schließlich möglichst unauffällig agieren.“

„Eigentlich solltest du hinter der Stadtmauer landen. Und wenn du doch neugierige Blicke auf dich ziehst, werden sie dich höchstens für eine ihrer Gottheiten halten. Du bist zwar kein Apollon, aber als Satyr könntest du glatt durchgehen.“ Er lachte lauthals über seinen eigenen Witz.

Ich war ein wenig pikiert, ließ mir das aber nicht anmerken. Offenbar hatte Otto Schneider die Gewohnheit entwickelt, am „Startplatz“ kurz vor meinem Zeitsprung Scherze zu reißen. Ohne auf seinen Spott einzugehen, legte ich mir den geräumigen Tarnumhang an.

„Nun, Satyr war vielleicht übertrieben“, sagte er mit immer noch belustigtem Unterton. „Aber Hermes, der Gott des Handels und der Reisenden, passt besser zu dir.“

„Der ist auch der Seelengeleiter der Verstorbenen“, warf ich leichthin ein, ohne weiter auf sein Gelächter zu reagieren.

Merkwürdigerweise stimmte ihn dieser Kommentar plötzlich ernst, und er sagte in gewohntem Tonfall:

„Viel Glück, Kris. Ich glaube an dich. Bereit?“

Ich begab mich mit meinem Container in die Mitte der Plattform und nickte:

„Bin soweit.“

Im nächsten Augenblick war der Dachboden des Museums, auf dem ich mich befand, verschwunden. Ich presste die Augen zusammen – als ich sie wieder aufmachte, sah ich... nichts. Verwundert schüttelte ich den Kopf und merkte erst jetzt, dass mir die Kapuze des Tarnumhangs über die Augen gerutscht war und die Sicht versperrte. Ich warf die Kapuze hastig zurück und atmete die klare, leicht kühle Luft ein. Dann schnupperte ich unwillkürlich, ganz wie ich es mir bei den Pteryxen angewöhnt hatte. Ich roch getrocknete Kräuter und Rauch. Außerdem war es erstaunlich still.

Als ich die Augen endlich weit öffnete, erschrak ich: Um mich herum standen mehrere Männer in Himation und Umhängen aus Tierhäuten, einige mit Schwertern in den Gurtscheiden. Mein plötzliches Auftauchen hatte ihnen offensichtlich die Sprache verschlagen. Mir fiel nichts Besseres ein, als mich in reinem Altgriechisch würdevoll zu verneigen:

„Edle Einwohner der Stadt Pella, seid begrüßt!“ Ich hob zum Gruß die rechte Hand. Doch sobald ich diese scheinbar harmlose Geste machte, wichen die Leute entsetzt zurück

und betrachteten mich wie ein Gespenst. Plötzlich drängte sich ein etwa achtjähriges Mädchen durch die Menge, trat zu mir und sagte:

„Die edle Alala grüßt dich, du redender Kopf mit abgetrennter Hand!“

Ich war verwirrt, aber es dämmerte mir sofort: Ich trug ja noch meinen Tarnumhang mit herabgelassener Kapuze, sodass der Großteil meines Körpers unsichtbar war – nur mein Kopf und meine erhobene rechte Hand schwebten scheinbar in der Luft.

Einer der Männer stürzte zu dem Mädchen, hob es auf den Arm und verschwand mit ihm rasch in der Menge. Ehrlich gesagt war ich ratlos, wie ich mich nun verhalten sollte. Noch nie war ich dermaßen unglücklich „mitten ins Volk“ geplumpst. Eigentlich hätte ich, wie Otto Schneider gesagt hatte, außerhalb der Stadtmauern landen sollen. Offensichtlich war den Technikern nicht klar gewesen, wie sich die damaligen Stadtgrenzen genau erstreckten, und sie hatten eher „auf gut Glück“ programmiert. Gut, dann würde ich mich auch aufs Improvisieren verlassen müssen.

Ich rührte mich nicht und wartete auf eine Reaktion der „edlen Einwohner von Pella“. Dabei musterte ich die vor mir Versammelten. Ihre Gesichter waren gegerbt und ausdrucksstark, viele zeigten Narben. Unter den Kleidungsstücken kamen stramme, muskulöse Arme und Beine zum Vorschein. Diese Männer mussten Veteranen aus Alexanders Heer sein. Also stimmte mein Kalkül: sie waren mit ihrer Kriegsbeute offenbar bereits in die Heimat

zurückgekehrt. Schließlich trat einer von ihnen vor und sagte mit lauter Stimme:

„Wir haben jeden Feind besiegt, durch unser Kriegsgeschick und unseren Mut. Kein Gott hat jemals Feuerpfeile auf unsere Feinde regnen lassen. Warum sollten wir uns also vor dir fürchten, du fliegender Kopf?“

„Sehr gut gesagt, Jorgos!“, riefen einige aus der Menge. „Frag ihn, was er will!“

Mir behagte es gar nicht, weiterhin als „schwebender Kopf“ bezeichnet zu werden, also nahm ich den Tarnumhang ab. Das löste abermals ungläubiges Staunen aus. Jorgos hob prompt den Arm, um die Augen mit dem Ellbogen zu schützen, und schwieg nun doch, sichtlich überfordert. Dabei hatte er gewiss schon viel Schreckliches im Krieg gesehen, aber so ein ‚Trick‘ ging offenbar über seine Vorstellungskraft. Plötzlich huschte wieder das Mädchen Alala aus der Menge, entkam diesmal dem Griff ihres Vaters, und zeigte mit dem Finger auf mich.

„Jetzt bist du ganz da. Du bist... wie heißt er... Papa! Wie heißt der noch mit dem großen Hut aus der anderen Welt?“ rief sie in Richtung der Zuschauer.

„Hermes“, krächzte jemand.

Für einen Moment herrschte bedrohliches Schweigen. Dann wachte Jorgos auf, hob Alala hoch und übergab sie einem anderen Mann hinter sich.

„Pass auf deine Tochter auf, Diomedes!“, sagte er. Anschließend zog er einen gewaltigen Dolch aus der Scheide, richtete ihn auf mich und funkelte mich wütend an

„Mir ist egal, wer du bist. Aber du tauchst hier auf in einer Zeit, die für uns sehr schwer ist. Also komm jetzt mit!“

Natürlich hätte ich mich sofort wieder in den Umhang gehüllt und mich davongestohlen. Danach hätte ich irgendwo in einem Versteck abgewartet, wie die Lage sich entwickelte. Doch verdrängte ich diesen feigen Gedanken. Mich interessierte brennend, was Jorgos mit „schwierigen Zeiten“ meinte. Also machte ich ein paar Schritte vorwärts und ließ mich von mehreren Veteranen umringen. Ich folgte ihnen bereitwillig vom Platz, während ich meinen Umhang rasch in meinem Behälter verstaute und mich neugierig umschaute. Seltsamerweise fühlte ich mich in diesem Moment fast wie ein ahnungsloser Tourist, der seinen Koffer hinter sich herzieht. Mein Container glich ja tatsächlich einem mittelgroßen Rollkoffer, nur eben mit Metallverkleidung.

In der Mitte des weitläufigen Platzes, der vermutlich die Agora war, stand ein kleines, säulengeschmücktes Heiligtum, dessen Säulen in Blau und Gold bemalt waren. Von dort führten breite Straßen weg, auf denen mühelos zwei große, von Pferden gezogene Wagen nebeneinander fahren konnten. Zu beiden Seiten, gepflastert mit Steinplatten, erhoben sich zweistöckige Häuser. An jedem Eingang standen Säulen, auf denen die unterschiedlichsten griechischen Götter in farbenfrohen Malereien prangten. In regelmäßigen Abständen waren auf Pfosten qualmende Fackeln angebracht. Ihr flackerndes Licht ließ die Götterbilder regelrecht hüpfen, als tanzten sie zu einer unhörbaren Melodie. Ich war überrascht von der Schönheit

Pellas. Eigentlich hatte ich ein kleines, ärmliches Nest mit lauter primitiven Hütten erwartet. Nun tat es mir fast leid, dass dieses Pella in seiner ganzen Pracht nicht bis in unsere Zeit überdauert hatte.

Wir blieben schließlich vor einem Gebäude stehen, dessen Säulen mit Weinlaub und einem üppigen, auf dem Boden lagernden Dionysos bemalt waren. Über dem Eingang prangte die Aufschrift: „Ταβερνα“. Weit oben unter dem Dach sah ich fensterartige Öffnungen, die notdürftig mit Fellen verschlossen waren.

Es dämmerte bereits, und ich hätte lieber noch bei Tageslicht Zeit gehabt, um mich um mein Anliegen zu kümmern. Doch nun musste ich mich beeilen. Die Männer drängten mich ins Gebäude hinein, wobei sie den schweren Vorhang aus Rinderhaut beiseiteschoben.

Mir wehte warme Luft entgegen, was sehr angenehm war. Jetzt erst merkte ich, wie ausgekühlt ich trotz meiner dicken Kleidung war, und staunte über die Männer um mich herum, die mit entblößten, muskulösen Beinen in ihren Togas herumliefen, ohne zu frieren.

Offenbar war diese Taverne gut besucht. Viele der massiven Eichentische waren besetzt von Männern und Frauen, die offenbar ihren Feierabend im wohlig warmen Ambiente genossen.

Das Gespräch verstummte jäh, als ich eintrat. Mich verwunderte ihre Reaktion nicht: Menschen fürchten sich oft vor dem, was unerklärlich und neu ist. Trotzdem versuchte

ich es mit einem freundlichen Lächeln, um meine friedlichen Absichten zu bekunden.

„Ich hätte gern für ein paar Tage ein Zimmer“, sagte ich laut und zog dabei den Geldbeutel aus meinem Container, ohne mich an jemanden Speziellen zu wenden.

„Das ist eine Kiste mit den Seelen der Toten!“, flüsterte jemand entsetzt. „Und das ist deren Geld.“

„Damit kommst du in meiner Taverne nicht durch!“ Ein untersetzter Mann mit kräftigen Armen und einem Wanst, der über seinem Gürtel thronte, trat vor. Gleichzeitig wandten sich etliche Dolche und Messer in meine Richtung. Selbst die Frauen erhoben sich kampfbereit, die Hände in die Hüften gestemmt.

Mein Schrecken war nicht von schlechten Eltern – das kann ich nicht leugnen. Mit zitternden Fingern klappte ich den Deckel meines Containers vollständig auf, um zu zeigen, dass sich darin nur Vorräte und einige Behälter befanden, keine Geister.

Dennoch wichen die Anwesenden misstrauisch zurück, die Waffen noch immer auf mich gerichtet. Da nutzte Alala den Moment, riss sich aus den Armen ihres perplexen Vaters Diomedes los und lief auf meinen Container zu. Geschickt begann sie, die kleinen Holzboxen voller Kekse und Trockenfleisch hinauszuerwerfen, kletterte dann in das nun halb leere Behältnis und schlug den Deckel zu. Mit wütendem Gebrüll stürzte Diomedes auf mich zu, den Dolch gezückt. In diesem Augenblick öffnete sich der Containerdeckel wieder, und Alalas zotteliger Kopf erschien.

„Bist du denn nun Hermes oder was?“, fragte sie fast ärgerlich. „Hier sind keine Seelen!“

„Ich... heiße K-kris“, stammelte ich.

„Kakris! Dich wird die edle Alala schon bestrafen!“

Inzwischen hatte sich Diomedes gefangen und hob seine zappelnde Tochter hoch. Eine junge Frau in einem langen gelben Hiton trat hinzu.

„Die edle Alala wird jetzt zu Abend essen und dann schlafen gehen wie alle artigen Mädchen“, sagte die Frau und betonte das Wort „edle“ mit ironischem Unterton.

Alala merkte das und erwiderte leicht beleidigt:

„Kakris hat mich edel genannt, als er nur eine sprechende Kopfgestalt hatte. Mein Vater kann das bestätigen.“

Zum Glück hatte sich die gespannte Stimmung in der Taverne inzwischen gelegt. Zwar blieb ein spürbares Misstrauen, aber die Männer, die mich vorher mit ihren Waffen bedrohten, wagten nun doch nicht, sie weiter erhoben zu halten.

Der Tavernenwirt bückte sich und hob zwei von mir aus dem Container geworfene Päckchen auf. Er nahm ein Stück Gebäck heraus, zerdrückte es in den Fingern und schnupperte daran.

„Getrockneter Fladen?“ fragte er.

Ich nickte eifrig. „Und getrocknetes Fleisch gibt es auch, in den anderen Päckchen“, fügte ich rasch hinzu.

Nun ging er mit selbstsicherem Schritt zum Container und warf einen Blick hinein. Als er die Glasphiolen in den

seitlichen Fächern sah, nahm er zwei davon heraus und hielt sie gegen das Licht.

„Oh, richtiges Glas! Das könnte ich gut gebrauchen!“

Sein besonderes Interesse an den Kolben überraschte mich, also fragte ich ihn vorsichtig, wofür er sie denn einsetzen wolle.

„Kreon ist unser Heiler“, gab einer der Männer neben mir Auskunft. „Er braucht sie für seine Salben, nicht wahr, Kreon?“ Dabei ließ er mich keine Sekunde aus den Augen.

„Dich hat niemand gefragt, Linos“, entgegnete Kreon und schob den Sprecher beiseite. Dann wandte er sich an mich:

„Für fünf Münzen aus deinem Säckchen vermiete ich dir mein Gästezimmer im Obergeschoss. Die Glasfläschchen sind im Preis inbegriffen.“

Gehorsam zählte ich fünf Goldmünzen aus meinem Beutel ab, die augenblicklich in seiner großen Hand verschwanden. Anschließend klappte ich den Container zu und wollte ihn am Riemen nach oben tragen, in das gemietete Zimmer.

„Halt! Auch dieser Kasten auf Rädern gehört jetzt zur Miete. Da lagere ich mein Trockenfleisch drin.“

Widerstand zwecklos – ich überließ ihm den Container. Meinen Tarnumhang, den ich verkehrt herum zusammengelegt hatte, behielt ich allerdings fest in der Hand. In ein paar Tagen würde der Container ohnehin wieder in meiner Zeit auftauchen und sämtlicher Inhalt darin. Ich war ehrlich gespannt, wie getrocknetes Fleisch nach uraltem Rezept wohl schmecken würde. Die neugierige Menge

verzog sich nun, das Interesse an mir schien erloschen. Ich dagegen schaute mich nach Alala um. Ich fand, ein kleines Mädchen hatte an diesem Ort eigentlich nichts zu suchen.

Alala saß bei ihrem Vater Diomedes an einem Tisch; auf ihrer anderen Seite erkannte ich die junge Frau im gelben Hiton. Vor ihnen standen ein Weinkrug und Teller mit allerlei Speisen. Ich setzte mich ihnen gegenüber, um Genaueres über Alalas Lage zu erfahren. Immerhin schien sie mir das einzige Kind hier im Gastraum zu sein, während andere Kinder vermutlich zu Hause blieben.

Alala hatte ihren Kopf schräg geneigt und zeichnete eifrig griechische Buchstaben mit einem Kohlestift auf ein Pergamentstück. Diomedes betrachtete nachdenklich einen hölzernen Becher mit Wein. Ich beugte mich zu ihm und berührte vorsichtig seinen Arm, um seine Aufmerksamkeit zu wecken. Er hob den Kopf und sah mich an.

„Diomedes“, sprach ich ihn an, „warum bringst du Alala nicht nach Hause? Es ist doch schon spät.“

„Zu Hause ist niemand. Wir sind nur wir beide: ich und Alala, Alala und ich.“

Eine dicke Träne rollte seine bärtige Wange hinab; offenbar machte ihm der Wein bereits zu schaffen und stimmte ihn redselig.

„Ihre Mutter, meine Frau, starb im Kindbett, und ihre Schwester Ianta hat sich um das Mädchen gekümmert.“ Er streckte den Arm aus und tätschelte die Hand der neben Alala sitzenden jungen Frau. „Ich habe überhaupt nicht mitbekommen, wie sie aufgewachsen ist.“ Schluchzend

stützte Diomedes die Wange auf seine riesige Faust. Alala, die soeben noch hochkonzentriert ihre Buchstaben schrieb, legte den Kohlestift fort und versuchte mit rußverschmierten Fingern die Tränen von seiner Wange zu wischen.

Nun verstand ich: Seit Diomedes wieder zurück war, wich Alala nicht mehr von seiner Seite, weil sie nun endlich ihren Vater hatte. Ich freute mich, dass auch Ianta da war, denn dem angetrunkenen Veteranen sah man an, dass er tiefer in seinen Kummer zu rutschen drohte. Ich wollte Ianta gerade vorschlagen, Alala doch lieber in mein Gästezimmer zu bringen, als plötzlich über meinem Kopf eine laute, fröhliche Stimme ertönte:

„Also sag, wer bist du nun: Hermes, oder wie war das – Kakris? Egal! Deine Ankunft muss jedenfalls gefeiert werden!“

Erschrocken fuhr ich herum. Es war Linos, der mich vorhin so aufmerksam beim Wortwechsel mit Wirt Kreon beobachtet hatte. Linos trug einen kunstvoll gestutzten Bart und seine gelockten Haare waren sorgfältig drapiert, wie bei den Helden, die man von antiken Vasenmalereien kennt. Genau genommen war er ja auch ein „antiker Grieche“, nur wusste er es natürlich nicht.

Er legte mir kumpelhaft einen Arm um die Schulter, wobei ich das Gefühl hatte, dass seine freie Hand sich sacht meinem Tarnumhang näherte, der hinter meinem Gürtel hervorblitzte. Zur Sicherheit rückte ich etwas von ihm ab, lächelte aber höflich. Linos lachte laut, riss die Arme in die Höhe und rief durch den Lärm der Taverne:

„He, Kreon, für alle Wein!“

Sogleich kamen ein paar Frauen herbei, hakten sich bei Linos ein und zogen ihn zu ihrem Tisch.

„Endlich mal einer, der versteht, wie man sich amüsiert!“, sagte eine von ihnen lachend.

Die Rolle der Frau im antiken Griechenland schien recht selbstbewusst. Sie lachten und scherzten mit den Männern, und diebenotigen Späße waren teils nicht besonders „fein“. Alles wirkte sehr ausgelassen.

Mir setzte jemand einen tiefen Holzkrug vor die Nase, den sofort eine helfende Hand mit dunklem, kräftigen Wein füllte. Eigentlich bin ich kein großer Freund alkoholischer Getränke, doch dieses säuerlich-herbe Aroma gefiel mir. Schluck für Schluck genoss ich den Geschmack und ließ die Situation auf mich wirken: Ich saß in einer Taverne, inmitten ausgelassen feiernder Griechen, während irgendwo Musik ertönte. Musiker waren wie aus dem Nichts aufgetaucht und spielten auf Kitharen (kleinen Leiern) und schlugen den Takt mit Stöcken auf ein Aulosfell – einer über ein rundes Holzgestell gezogenen Rinderhaut.

Einige Männer schoben ein paar Tische beiseite, sodass in der Mitte des Raumes Platz zum Tanzen war. Die Musik wurde lauter, die Rufe und das Gelächter der Tanzenden übertönten alle Gespräche. Plötzlich krachte einer der schweren Tische krachend um. Mit diesem Lärm endete das fröhliche Treiben abrupt. Die Musik verstummte, und in der folgenden Stille erhob Jorgos seine Stimme:

„Wir halten Wache am Stadttor gegen Makednos aus Aigai und sein Heer, damit sie nicht eindringen können, und ihr hier betrinkt euch schamlos? Vor allem in der Nacht, wo der Feind besonders heimtückisch zuschlägt! Wollt ihr etwa kampflos unsere Beute preisgeben? Wollt ihr die Hauptstadt, die Stadt Alexanders des Großen, in Schande aufgeben?“

Die eben noch Tanzenden senkten schuldbewusst den Blick und suchten sich ihre Plätze.

„Es stimmt, besser keinen Wein mehr, man kann ja nie wissen“, murmelte jemand leise.

Ich spitzte die Ohren und versuchte, das Nächstliegende aus den Gesprächsfetzen zu entnehmen. Offenbar bedrohte dieser „Makednos aus Aigai“ mit seinen Kriegern die Kriegsschätze der Veteranen von Pella und damit die Stadt selbst. Ich erinnerte mich daran, dass Aigai einst die Hauptstadt von Makedonien gewesen war, bevor Pella diesen Rang übernahm – sicher ein bis heute wunder Punkt für die Einwohner von Aigai.

Zufrieden mit meinem kleinen historischen Durchblick, wandte ich mich wieder Diomedes zu, um ihn nach den Details dieses Konflikts zu befragen. Doch da merkte ich plötzlich, dass der Platz neben ihm – er saß mit leerem Blick da, die Wange auf die Hand gestützt – verwaist war. Alala war verschwunden!

Unruhig sah ich mich im Raum um und rügte im Stillen den Veteranen, der sein Kind nicht im Auge behielt. Zum Glück entdeckte ich bald Alalas zerzausten Kopf an der Tür, die in die dunkle Nacht hinausführte. Ich sprang auf und ging

rasch zum Ausgang. Niemand beachtete mich, da alle lieber Jorgos' Schimpftiraden lauschten.

Draußen, im flackernden Schein der trübe qualmenden Öllampen, erkannte ich Alala. Sie drückte sich in die Schatten und schien jemandem zu folgen. Tatsächlich schlich vor ihr eine Gestalt, die sich huschend in Richtung Marktplatz bewegte. Mir war sofort klar, dass ich besser keine Aufmerksamkeit auf mich ziehen sollte.

Da ich kein geübter Verfolger bin, griff ich zu meinem bewährten Mittel: Ich entfaltete leise den Tarnumhang und zog ihn über. Die weichen Filzschuhe dämpften meine Schritte auf dem gepflasterten Weg, während ich versuchte, Alala einzuholen. Gleichzeitig fragte ich mich, was das alles zu bedeuten hatte.

Der dunkle Schatten blieb ab und zu stehen, um sich nervös umzuschauen. Meine Sorge um Alala wuchs mit jedem Moment. Ich hatte das Gefühl, dass der Unbekannte seine nächtliche Mission auf jeden Fall geheim halten wollte – und wohl möglich bewaffnet war. Was würde geschehen, wenn er das Kind bemerkte?

Mir klopfte das Herz bis zum Hals. Ich beschleunigte meine Schritte, um zwischen Alala und dem Fremden zu kommen, ohne dass man meine Anwesenheit spürte. Wir durchquerten eine breite Seitenstraße, die aus der Stadt hinausführte. Bei den Toren hatte ich Alala endlich erreicht und zog sie schnell mit unter den Umhang. Ich legte einen Finger an die Lippen. Erschrocken fuhr sie zusammen, bis

sie merkte, wer ich war. Dann legte auch sie den Finger an den Mund. Wir drückten uns an die Stadtmauer.

„Du kannst wirklich gut Verstecken spielen“, flüsterte sie mir ins Ohr. „Jetzt sind wir zu zweit gegen Linos! Wir schleichen uns an ihn heran und schreien dann ‚erwischt!‘, einverstanden?“

Ungestüm zappelte sie unter dem Umhang herum, um sich daraus zu befreien. Ich legte erneut den Finger an den Mund.

„Noch nicht. Wenn wir uns jetzt verraten, verlieren wir das Spiel“, sagte ich und versuchte dabei verschwörerisch zu lächeln.

Alala verstand und verharrte reglos unter dem Umhang. Vorsichtig lugte ich hinaus und schaute zum Stadttor. Dort brannten zwei Feuerstellen, um die mehrere bewaffnete Männer saßen. Einige standen im Kreis und hielten die Umgebung im Auge. Höchstwahrscheinlich war das die nächtliche Wache. Über ihnen ragte Linos auf, in jeder Hand einen Weinkrug.

„Eine kalte Nacht heute“, hörte ich ihn freundlich sagen. „Ein Schluck Wein wärmt, macht euch aber nicht betrunken. Und wache Krieger sind das Wichtigste! Auf unsere Stadtwache!“ rief er und setzte den Krug an seine Lippen.

„Auf uns!“, echote es durcheinander aus der Runde.

„Ah, Linos, du Schmeichler“, sagte einer der Posten, der sich nun vom Feuer erhob. Er streckte den Arm nach dem Weinkrug aus: „In so einer Winternacht kann ein Becher guten Weins wirklich nicht schaden.“

„Nicht nur nicht schaden! Er macht euch erst richtig wach und aufmerksam!“, erwiderte Linos vergnügt lachend.

Offenbar waren die Männer begeistert und ließen die Krüge kreisen. Alala zupfte mich ungeduldig am Ohr.

„Jetzt können wir rausspringen!“, wisperte sie.

Doch mir war ganz und gar nicht danach, mich Linos zu zeigen.

„Weißt du was? Du hast das Versteckspiel längst gewonnen. Ich bin wirklich beeindruckt! Wir gehen lieber zurück in die Taverne. Dein Vater macht sich sicher Sorgen.“

Alala riss die Augen auf, gähnte dann tief und ließ schließlich ihren Kopf auf meine Schulter sinken.

Langsam erhob ich mich, hob Alala hoch und drückte sie vorsichtig an mich. Die Wachen lachten und scherzten laut, offenbar dank des Weins bester Laune. Linos war nirgends mehr zu sehen – vermutlich war er längst wieder auf dem Weg in die Taverne zu den anderen Veteranen.

Während ich die leise vor sich hin atmende Alala auf dem Arm trug, schritt ich durch das Stadttor zurück und machte mich auf den Weg zur Taverne. Von Linos war weder vorn noch hinter uns eine Spur zu sehen. Auf dem Weg überlegte ich mir, was es mit ihm auf sich hatte. Weshalb hatte er den Wein der Wache ausgerechnet im Schutz der Dunkelheit gebracht? War es nicht eigentlich etwas Positives, die Moral der Soldaten zu stärken? Ein ungutes Gefühl beschlich mich, und ich beschloss, bei meiner Rückkehr mit Jorgos darüber zu reden. Hätte Alala es nicht bemerkt, wüsste niemand etwas von seinen nächtlichen Bewegungen.

Der bloße Gedanke an Alala ließ mir das Herz gefrieren, weil mir klar wurde, in welche Gefahr dieses unschuldige Mädchen geraten war. Ich würde unbedingt auch mit Diomedes und Ianta sprechen müssen, um sie zu ermahnen, in Zukunft besser auf Alala zu achten.

Niemand bekam mit, dass ich mit Alala zurückkehrte, denn wir waren beide in meinen Tarnumhang gehüllt. Oben in meinem Zimmer legte ich das schlafende Kind ins Bett. Ich deckte sie mit meinem Umhang zu. Aus Erfahrung wusste ich, dass er gleichermaßen vor Hitze wie vor Kälte schützte. Danach ging ich hinunter in den Schankraum, um nach Diomedes oder Ianta zu suchen. Ich wollte sie informieren, wo Alala nun war. Noch während ich die Treppe hinabstieg, kam mir eine völlig aufgelöste Ianta entgegen. Sie packte meine Schulter so heftig, dass ich mich an den Handlauf klammern musste, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren.

„Hast du Alala gesehen? Sie ist verschwunden!“ Ihre Stimme zitterte, sie rang hörbar mit den Tränen.

Beruhigend tätschelte ich ihre verkrampfte Hand, die immer noch meine Kleidung umklammert hielt.

„Ich habe Alala oben in meinem Zimmer schlafen gelegt. Ihr fehlt nichts.“

Ich verschwieg unsere kleine nächtliche Episode, um Ianta nicht noch unnötig aufzuregen oder Alala Ärger einzuhandeln, weil sie ohne Erlaubnis die Taverne verlassen hatte.

Ianta stürmte an mir vorbei nach oben, riss die Zimmertür auf, und ich folgte ihr. In der Mitte des Raumes blieb sie verwirrt stehen.

„Wo... wo ist sie? Was hast du mit ihr gemacht? Du tauchst hier aus dem Nichts auf und entführst Kinder?“

Mit einem Mal brachen ihr die Tränen hervor, und sie hämmerte mit den Fäusten gegen meine Brust. Ich drängte sie wortlos zur Seite, ging zum Bett und zog den Tarnumhang zurück. Darunter lag Alala, zusammengerollt wie ein Kätzchen und so erschöpft, dass unser Lärm sie nicht aufweckte.

Sichtlich erleichtert ließ sich Ianta an der Bettkante nieder und flüsterte:

„Tut mir leid, Kakris, ich bin halb wahnsinnig geworden vor Sorge um Alala. Glaub nicht, dass ich sie sonst so aus den Augen lasse, aber heute... da spielte die Musik, und ich verließ mich auf Diomedes – er ist aber einfach am Tisch eingeschlafen. Ich bleibe jetzt lieber hier bei ihr.“

Sie blickte mich fragend an, als wolle sie um Erlaubnis bitten. Ich schenkte ihr ein ermutigendes Lächeln und verließ das Zimmer. Nun musste ich Jorgos finden, um mit ihm zu reden.

Im Schankraum hatte sich die Lage merklich entspannt, eine kleine Gruppe Männer und Frauen stand an der Tür und machte sich auf den Heimweg. Das war mir ganz recht, denn so fiel es leichter, Jorgos unter vier Augen anzusprechen. Er saß noch immer mit zwei anderen Veteranen an einem Tisch.

Ich warf einen Blick durch den Raum, konnte Linos jedoch nicht entdecken. Dann setzte ich mich Jorgos gegenüber auf die Bank und bemühte mich, seine Aufmerksamkeit zu gewinnen. Er allerdings beachtete mich kaum und redete einfach weiter:

„Dieser Verräter Makednos fordert alles: unsere Beute und die Stadt als Geisel!“

„Wir geben nichts her! Das ist die Stadt unseres Alexanders! Die Hauptstadt bleibt, wo sie ist!“, sagte einer seiner Gesprächspartner und nickte heftig.

„Das ist doch ein Witz“, fiel der Dritte ein. „Aigai soll plötzlich die Hauptstadt des griechischen Reiches sein? Auch noch Babylons Hauptstadt?“

Jorgos stützte betrübt den Kopf auf die Hand und seufzte schwer.

„Wir waren einst Kampfgefährten, haben zusammen so viel durchgemacht! In wie vielen Schlachten haben wir uns gegenseitig den Rücken freigehalten! Und jetzt? Je weiter wir von Alexander entfernt sind, umso mehr bildet er sich ein, Feldherr zu sein. So ist das“, wiederholte er, schüttelte den Kopf und klang dabei vorwurfsvoll.

Ich wollte endlich mit ihm ins Gespräch kommen und fragte:

„Jorgos, es ist kalt draußen. Wollen wir nicht mal nach den Wachen an den Stadttoren sehen?“

Allerdings reagierte Jorgos ganz anders, als ich erwartet hatte. Er schnellte vom Tisch hoch, beugte sich zu mir hinüber und packte mich am Hals.

„Spionierst du etwa? Was willst du von unserer Wache?“ knurrte er, zog mich nah an sein Gesicht. Seine beiden Begleiter waren ebenfalls aufgesprungen und hatten ihre Dolche in den Händen. Ich bekam kaum Luft und begann panisch mit den Armen zu wedeln. Plötzlich ertönte hinter mir die Stimme von Linos, den ich bisher vergeblich gesucht hatte:

„Was ist mit der Wache, Jorgos? Was regt dich so auf? In zwei Stunden ist doch Schichtwechsel.“

„Dieser Hermes-Kakris oder wie er sich nennt, will offenbar Näheres über unsere Wache wissen“, presste Jorgos hervor, ohne seinen Griff zu lockern. „Ich hatte schon länger den Verdacht, dass Makednos einen Spion zu uns geschickt hat. Aber dass er es so dreist versucht, hätte ich nicht gedacht.“

Mir wurde schwarz vor Augen. In den Augen von Jorgos und seinen Männern war mein Leben nichts wert – ich war für sie ein Verräter. Da sagte Linos:

„Lass ihn los, sonst erwürgst du ihn noch aus Versehen. Wenn er wirklich ein Spion ist, brauchen wir ihn lebend, um ihn zu verhören.“

Endlich ließ Jorgos mich los, und ich sackte hustend auf die Bank. Sofort spürte ich Linos' Hand, die sich fest auf meine Schulter legte. Ich drehte mich nicht zu ihm um, denn meine Zweifel an seiner Redlichkeit wuchsen. Wieso kümmerte er sich auf einmal so sehr um mich? Wo hatte er so lange gesteckt? Wieso brachte er heimlich Wein zu den Soldaten und schaute sich dabei ständig um? Meine

Gedanken rasten, doch ich sagte nichts, um die Männer nicht noch mehr gegen mich aufzubringen.

„Ich kümmere mich um ihn“, verkündete Linos an Jorgos gewandt, während er meine Schulter fest umklammerte. „Mir entgeht nichts!“ Er drehte mir die Arme auf den Rücken und zog mich grob von der Bank.

Mir war klar, dass ich jetzt schnell handeln musste. Wenn den Wachen am Tor etwas zustieß, wären wir alle Makednos ausgeliefert. Insgeheim hoffte ich immer noch, mich in Linos zu täuschen. Vielleicht war er ja bloß ein freundlicher Typ, der allen eine Freude machen wollte? Aber ich spürte schon, dass mehr dahintersteckte.

Linos zerrte mich zu einem Tisch in der Ecke, stieß mich auf einen hölzernen Schemel und ließ sich neben mir nieder. Dann legte er den Arm um meine Schultern und flüsterte mir ins Ohr:

„Warum interessierst du dich für unsere Wache, Kakris? Du hast Jorgos ganz schön beunruhigt – das tut man nicht!“

Er rückte ein Stück von mir ab und wartete offenbar auf eine Antwort. Da ich nicht wusste, was ich sagen sollte, stellte ich ihm stattdessen direkt die Frage nach seinem nächtlichen Ausflug mit den Weinkrügen. Nur so würde ich seine wahren Absichten feststellen können, dachte ich.

„Ich sah, wie du heimlich Wein zu den Wachen gebracht hast“, sagte ich. „Warum wolltest du dabei niemandem auffallen? Du bist durch den Schatten geschlichen.“

Mir war klar, dass dieser direkte Ton riskant sein konnte, aber ich wollte keine Ausreden hören. Wie erwartet reagierte

er prompt. Linos presste mir grob die Hand auf den Mund und schaute mich mit zornfunkelndem Blick an.

„Also doch! Du hast mich verfolgt – mit deinem Wunder-Umhang!“ zischte er. „Her damit, gib mir deinen Umhang und den Beutel mit den Münzen!“

Er begann, an meinem Gürtel zu zerren. Offensichtlich hatte er beobachtet, wie ich alles dort verstaut hatte. Er riss den Geldbeutel heraus und hielt ihn mir drohend vors Gesicht.

„Wo ist dein Wunder-Umhang, Kakris oder wie immer du heißt? Makednos würde mir ein Vermögen zahlen, wenn ich ihm so etwas beschaffe. Also, wo hast du ihn versteckt?“

„Sind die Münzen nicht genug? Vielleicht habe ich den Umhang unterwegs verloren, als ich vor dir weglief. Und nun liegt er unsichtbar irgendwo herum, wo ihn sowieso niemand findet“, gab ich möglichst gefasst zurück, obwohl mir das Herz klopfte. Mit Verrätern wie ihm konnte man alles andere als zimperlich rechnen.

Er lehnte sich dicht an mein Ohr:

„Überleg es dir gut“, raunte er. „Makednos wird dich für den Umhang reich belohnen. Was hast du stattdessen von Jorgos und seinen Leuten? Sie haben nicht mal den Verstand, den richtigen Wert zu begreifen – reden nur von Ehre. Ha, damit kommt man nicht weit.“

Ich wich etwas zurück und schirmte mein Ohr mit der Hand ab.

„Wenn du dir so gerne die Nächte um die Ohren schlägst – warum suchst du den Umhang nicht selbst?“, gab ich ihm sarkastisch zurück und erschrak über meinen eigenen Mut.

Seine Augen verengten sich zu schmalen Schlitzern und nahmen ihm jegliche Schönheit. Er sah kein bisschen mehr wie ein antiker Held aus.

„Du willst also nicht kooperieren? Na gut, dann bist du selbst schuld. Jorgos wartet nur auf mein Zeichen, um sich deiner anzunehmen.“

Ich warf einen Blick über die Schulter auf Jorgos und dessen Kumpanen, die unablässig zu mir herüberschielten.

„Ich kriege immer, was ich will“, fuhr er fort. „Du wirst schon...“

Er konnte seinen Satz nicht beenden, denn plötzlich ertönte die erboste Stimme des Wirts Kreon:

„Meine Phiole mit gemahlenem Mohnsamen ist zerbrochen! Wie soll ich jetzt die Verwundeten einschläfern?“

Ich beobachtete, wie Linos zusammenzuckte. Offenbar hatte er den Mohnsamen ins Wein gemischt, um die Wachen in Tiefschlaf zu versetzen, und die zerbrochene Flasche sollte ihn von jedem Verdacht freisprechen.

„Also schlafen die Wachen...“ flüsterte ich unwillkürlich.

Linus hörte mich und packte mich am Kragen. Dann schrie er laut:

„Jorgos, dieser Kakris hat gerade gestanden, dass er extra die Phiole zerbrochen hat, um den Mohnsamen zu klauen und unsere Wachen einzuschläfern!“

Sofort brach ein Sturm der Empörung los, und das Gebrüll seiner Kumpane klang wie das eines Löwenrudels. Im Affekt riss ich Linos den Geldbeutel aus der Hand und stürzte los in Richtung Ausgang.

Zum Glück versuchten Jorgos und seine Männer noch, hinter dem schweren Eichentisch hervorzukommen, was mir ein paar Sekunden Vorsprung verschaffte. Die reichten aus, um aus der Taverne zu fliehen und durch die mir bekannten Gassen in Richtung Stadttor zu rennen, wo sich das Lager der Wache befand. Auf diese Weise konnte ich Jorgos dorthin locken, in der Hoffnung, er könnte die Soldaten der Wache noch rechtzeitig wecken.

Hinter mir hörte ich die stampfenden Schritte meiner Verfolger, die meine Richtung einschlugen.

„Haltet den Verräter!“, dröhnte es durch die nächtliche Stadt, begleitet vom Gepolter weiterer Füße, die sich dem Verfolgungstrupp offenbar anschlossen. Das bedrohliche Klirren von Schwertern klang in meinen Ohren. Ich rannte so schnell ich konnte in Richtung Tor. Zwar war mir klar, dass ich letztlich ohnehin keine Chance hätte, aber der pure Überlebensinstinkt trieb mich voran. Obendrein wusste Jorgos nun wenigstens über die schlafende Wache Bescheid. Doch meine Beine gehorchten nur noch meiner Panik und trugen mich vorwärts, so rasch sie konnten.

Endlich fand ich mich außerhalb der Stadtmauer wieder. Hinter ihr lagen die Wächter im Halbdunkel fast erloschener Feuer durcheinander – offenbar betäubt vom Wein. Ich drehte mich um und sah Jorgos, der sein Schwert zog. Die

Morgendämmerung begann schon, und im noch schwachen Licht erkannte ich auf seinem Gesicht zunächst einen wilden Ausdruck, der sich dann in entschlossene Ruhe verwandelte. Da wurden wir plötzlich – ich ebenso wie meine Verfolger – von düsteren Gestalten umringt, die uns von drei Seiten einkreisten. Wie versteinert blieb ich stehen und wusste nicht, was ich als Nächstes tun sollte. Ich besaß keine Waffe, um mich Jorgos und seinen Krieger angeschlossen, und selbst wenn ich eine gehabt hätte, wäre ich völlig unfähig gewesen, sie zu führen. Vernünftigerweise hätte ich also zur Seite treten und mich unauffällig verhalten sollen. In diesem Moment wünschte ich mir meinen Tarnumhang herbei – doch der lag ja über der schlafenden Alala gebreitet.

Erst jetzt wurde mir bewusst, dass ich den Geldbeutel immer noch in der Hand hielt. Rasch steckte ich ihn mir an den Gürtel und begann, in kleinen Schritten rückwärts in Richtung von Jorgos und seinen Männern zu gehen. Da erscholl ein lauter Ruf, den mächtige Stimmen im Chor wiederholten. Erschrocken duckte ich mich und verbarg mich zwischen den schlafenden Wächtergestalten.

„Ala-ala-alala!“

Der Schlachtruf der Einwohner Pellas hallte in die Morgendämmerung, sofort erwidert von ihren Gegnern, die nun vollständig aus ihren Verstecken traten. So geriet ich zwischen zwei Gruppen bärtiger, kampfbereiter Griechen, die ihre Schwerter schwangen und sich gegenseitig zu übertönen versuchten. Der Lärm ihrer Rufe riss die Wächter, die vom Wein und den Mohnsamen noch benommen waren,

aus dem Schlaf. Benommen rieben sie sich die Augen und sahen sich entsetzt um.

Alala (altgr. Ἀλαλά, alalá – „Schlachtruf“) war in der griechischen Mythologie die Göttin, die den Kampfschrei personifizierte.

Natürlich, Alala – eine altgriechische Göttin, die den Schlachtruf verkörpert! Der Name passte perfekt zu Diomedes' Tochter, die mit ihrem ungestümen Temperament bereits erste Kampfeslust gezeigt hatte. Unwillkürlich musste ich über diesen Gedanken lächeln und vergaß für einen kurzen Augenblick, in welcher Gefahr ich mich befand. Zu meinem Entsetzen bemerkte ich jedoch im rötlichen Licht der aufgehenden Sonne die Silhouette einer hölzernen Katapultmaschine, die sich langsam in unsere Richtung bewegte. Kaum vorstellbar, dass die aus Alexanders Heer heimgekehrten Veteranen solch eine schwere Kriegsmaschinerie mit sich führten. Selbst im zerlegten Zustand wäre das ein Ding der Unmöglichkeit gewesen – und wer hätte schon kriegsmüde Soldaten, beladen mit reicher Beute, auch noch mit einem solch sperrigen Kriegsgerät ziehen lassen? Ich kam zum Schluss, dass Jorgos' Gegner – Makednos und seine Anhänger – ihren Angriff sorgfältig vorbereitet hatten und nur auf den passenden Moment gewartet hatten. Und zweifellos führten sie genug Felsbrocken mit sich, um Pella, die Hauptstadt des

gewaltigen Reiches Alexanders, mit diesem unheilvollen Steinschleuderer in Trümmer zu legen.

All das schoss mir blitzschnell durch den Kopf und schien mir vollkommen logisch.

An der plötzlich eintretenden Stille erkannte ich, dass auch Jorgos' Krieger die näherrückende Katapultmaschine erspäht hatten. Aus Erfahrung wussten sie genau, welche Verwüstung so ein Geschütz anrichten konnte. Von Bogenschützen unterstützt, würde es die Stadtmauer und alles dahinter in kürzester Zeit zerschmettern. Und Jorgos' Leute waren darauf nicht vorbereitet – gegen hoch fliegende Felsgeschosse half kein Schwertgetöse.

Die Männer von Pella hinter mir wirkten verunsichert. In Gedanken sah ich bereits die nichts ahnenden Bewohner der Stadt – Frauen, Kinder, und Alala, die friedlich unter meinem Tarnumhang in der Taverne schlief. Unbedingt musste man etwas tun, um diese fast unvermeidliche Katastrophe aufzuhalten. Geistesgegenwärtig erhob ich mich vom Boden und trat entschlossen einen Schritt auf die Gegner zu, die selbstsicher und überheblich zu uns herübersahen. Ich hatte zwar keinen Plan, was ich nun tun sollte, doch bemerkte ich die neugierigen Blicke der Männer um Makednos, die mich musternd betrachteten, als hätten sie schon von mir gehört. Wahrscheinlich hatte Linos sie über mich und meinen „Wunderumhang“ aufgeklärt, der ihn so fasziniert hatte. In diesem Moment preschte Jorgos vor, legte mir grob die Hand auf die Schulter und rief laut:

„Kameraden im Kampf! Wie könnt ihr unsere Verbundenheit vergessen, die Schlachten, in denen wir einander den Rücken freihielten? Wir haben die Beute stets brüderlich geteilt. Und sind wir den weiten Weg aus Babylon zurückmarschiert, nur um uns gegenseitig abzuschlachten? Wofür denn? Wir haben doch genug erbeutet, um unsere Familien und Städte reich zu machen – damit wir keine fremden Händler mehr brauchen!“

Ich fand seine Rede durchaus überzeugend. Viel anderes blieb ihm auch nicht übrig, als zu versuchen, die Waffenruhe zu retten. Unter anderen Umständen hätte er sich vermutlich längst samt seiner Leute in die Schlacht gestürzt. Aber jetzt ging es darum, den Fall seiner Heimatstadt Pella, der Wiege Alexanders des Großen, hinauszuzögern oder gar zu verhindern.

Die Männer uns gegenüber lauschten auf seine Worte, sahen einander an und nickten scheinbar zustimmend, die Schwerter sanken. Hinter mir hörte ich ein erleichtertes Aufatmen. Doch dann tauchte eine Gruppe Reiter auf. Irgendjemand flüsterte heiser: „Makednos!“

„Ah, ihr erkennt mich also!“, rief einer der Reiter laut, ein Hüne von einem Mann, dessen lange Haare und Bart ihm ein räuberisches Aussehen verliehen und kaum eine rote Narbe verbargen, die sich vom linken Auge bis in den wirren Bart zog. „Pass lieber auf deine Worte auf, Jorgos! Du weißt doch, warum wir hier sind: Wir wollen unsere Macht festigen, hart erkämpft in blutigen Schlachten! Alexander ist fern, also

vertrete ich ihn hier! Dann braucht er keinen Nachfolger zu suchen, wenn es soweit ist!“

Er schwang den Arm, und der mächtige Katapultarm schnellte in die Höhe, um schwere Steine Richtung Pella zu schleudern. Ehe ich recht begriff, was geschah, zeichnete mein Blick den Flug der Felsbrocken nach, die in die Stadtmauer einschlugen. Wir warfen uns instinktiv zu Boden, als die Steine mit ohrenbetäubendem Krachen Mauerteile und Gebäude zum Einsturz brachten.

„Wir müssen Zeit gewinnen!“, wisperte ich Jorgos zu.

In seinem Gesicht loderte ein Zorn, der sich in roten Flecken auf seinen Wangen zeigte; seine Augen blitzten gefährlich. Ohne Vorwarnung stieß er mich beiseite und sprang mit zwei, drei Sätzen auf Makednos zu, fechtend im Schwung, sodass der Mann vom Pferd gerissen wurde. Jorgos setzte ihm die Schwertspitze an die Kehle. Die Leibwache von Makednos reagierte zu langsam, während Jorgos' Krieger sie bereits einkreisten.

„Hast du vergessen, dass du mir im Kampf immer unterlegen warst?“, zischte er Makednos zu, während er ihm die Arme auf den Rücken drehte und ihn grob vorwärts schubste.

Inzwischen beteiligten sich auch die erwachten Wächter an dem rasch entflammten Gefecht, wirbelten ihre Schwerter und spannten Bögen, wobei Makednos' Leute sichtlich durcheinandergerieten. Einer der kräftigen Griechen, Zopyros genannt, der anfangs mit Jorgos in der Taverne gesessen hatte, schrie mit lauter Stimme:

„Macht euch fort, ihr Verräter! Um Makednos kümmern wir uns schon!“

Das musste er nicht zweimal sagen – die verunsicherten Krieger des Angreifers, die Zeuge des unerwarteten Überfalls auf ihren Anführer geworden waren, zogen sich in Richtung der noch stehenden Katapultanlage zurück. Sie sahen zu, wie Makednos, umringt von Jorgos und dessen Leuten, hinter der hohen Mauer von Pella verschwand.

Die ganze Zeit über war ich stehengeblieben, ohne mich zu rühren, und niemand beachtete mich. Ich wollte nicht auch noch als Feigling dastehen, nachdem man mich bereits zu Unrecht für einen Verräter gehalten hatte.

Unruhig blickte ich in Richtung der Katapultmaschine, fürchtete, man könnte sie wieder laden. Aber mit ein wenig Vernunft war klar, dass ihnen das Risiko zu groß sein musste, ihren Anführer unter den Trümmern zu begraben. Also beschloss ich, mich Zopyros anzuschließen, der das von den Feinden geworfene Kriegsgerät einsammelte. Er humpelte ein wenig und kam dennoch überraschend schnell voran. Ich hingegen brauchte nicht lange, um bei den aufgelesenen Schwertern zu kapitulieren: Schon nach zwei Stück war mir klar, dass ich mich damit nur unnötig belastete – und es gab ja genug kräftige Kämpfer, die halfen. Schließlich ließ ich sie die Schwerter forttragen und konzentrierte mich auf die Weinkrüge, die Linos in der Nacht an die Wachen verteilt hatte. Ich fand zwei rissige Krüge in der Nähe des erloschenen Feuers, nahm einen prüfenden Schnupperzug und meinte, ein leicht öliges, nussiges Aroma

wahrzunehmen, das vielleicht auf Schlaf- oder Rauschmittel hindeutete. Da ich mich nicht besonders gut mit Kräutern oder Samen auskannte, beschloss ich, die Krüge zu Kreon in die Taverne zu bringen, der sich auf die Heilkunde verstand. Unwillkürlich dachte ich an Kurkin den Dritten, an seine Großmutter und ihren Kräutersud, dessen Geruch ich wohl nie vergessen würde. Beim Gedanken an meinen Pteryx-Freund lächelte ich kurz, ehe die Sorge zurückkehrte: Mir fiel nämlich Alala ein, die ich in meinem Zimmer in der Taverne gelassen hatte – verborgen unter meinem Tarnumhang.

Mit den Krügen in den Händen eilte ich zum Stadttor hinaus und steuerte über den Hauptplatz auf die Taverne zu. Auf dem belebten Platz drängten sich Neugierige, um den gefangen genommenen Makednos zu bestaunen. Jorgos und seinen Leuten fiel es sichtlich schwer, die wütende Menge im Zaum zu halten, die ihren Erzfeind am liebsten in Stücke gerissen hätte. Ich lief weiter und bemerkte im Vorbeihuschen, dass einige Gebäude eingestürzt waren und man überall die klagenden Rufe der Bewohner hörte. „Hoffentlich ist die Taverne unversehrt geblieben!“, dachte ich.

Endlich stand ich davor und stellte erleichtert fest, dass sie anscheinend keinen Schaden genommen hatte. Ich drückte die schwere Tür auf und trat ein. Von den hoch angesetzten Fenstern fiel bereits helles Morgenlicht in den Raum. Die Tische waren an die Wände gerückt, und daneben standen Holzbänke. In der Mitte war ein großer Tisch aufgestellt, auf dem ein verwundeter Grieche lag. Er

war am rechten Oberkörper mit einem blutgetränkten, groben Tuch bedeckt. Hinter dem Tresen rührte Kreon, der Wirt, mit ernstem Gesichtsausdruck in einem Mörser an irgendeiner Kräutermischung. Er warf mir einen düsteren Blick zu und nickte mehrmals wie zur Begrüßung. Ich hob eine Hand, in der ich den Krug hielt, und sagte höflich:

„Sei begrüßt, edler Kreon!“

Er verdrehte nur die Augen und murrte:

„Was hast du da? Stell's her. Und dann hilf mir bei den Verwundeten.“

Ein wenig verwirrt trat ich an den Tresen, um die Krüge mit den Weinresten abzulegen, ohne die dort herumstehenden Phiolen zu beschädigen. Vor kaum ein paar Stunden war ich noch aus der Taverne geflohen, weil mich die Griechen für einen Verräter hielten – und nun tat Kreon, als wäre nichts geschehen, und forderte mich auf, ihn bei der Behandlung Verwundeter zu unterstützen. Offensichtlich interessierte sich niemand mehr dafür, ob ich ein angeblicher Feind war. Das kam mir höchst seltsam vor. Also fragte ich ihn direkt:

„Kreon, bist du denn wirklich bereit, dir von einem angeblichen Verräter helfen zu lassen?“

Er seufzte ungeduldig, legte den Mörser beiseite und meinte:

„Alala hat uns alles erklärt. Linos ist der Verräter. Also rede nicht so geschwollen – fass dich kurz und hilf.“

Ich war unendlich erleichtert, dass er Alalas Namen nannte, was bedeutete, dass es ihr gut ging.

„Wo ist sie jetzt?“, fragte ich, bemüht, mich kurz zu fassen.

„Bei Ianta zu Hause“, erwiderte Kreon. „Und deinen Wunder-Umhang behalte ich als Ausgleich für den Ärger, den du mir eingebrockt hast. Linos ist weg, also kannst du mir jetzt zur Hand gehen.“

Es klang alles andere als gerecht, wie er das darstellte. Ich hob den Krug etwas an, um ihn schnuppern zu lassen:

„Riech mal dran – ich wette, da sind einschläfernde Samen drin. Das war Linos' Werk. Und wenn Jorgos nicht rechtzeitig eingegriffen hätte, gäbe es deine Taverne jetzt nicht mehr!“

Ich staunte selbst über meinen energischen Tonfall, normalerweise schwieg ich lieber. Außerdem beschäftigte mich Jorgos' Verhalten, der mich nach dem Kampf mit Makednos scheinbar vollkommen ignorierte. Ich hätte Kreon dazu am liebsten befragt, doch genau in diesem Augenblick stürmten mehrere Griechen herein, die zwei Schwerverletzte auf provisorischen Tragen herbeitrugen.

„Steh nicht nur herum, wasch ihnen die Wunden!“, herrschte mich Kreon an und hielt mir ein Bündel Leinenstreifen hin. Erst jetzt fiel mir auf, dass an den Wänden Zuber mit klarem Wasser standen.

Ich beschloss, mich von meiner besten Seite zu zeigen – vermutlich auch, um den etwas unangenehmen Eindruck von meinem kleinen Wortwechsel mit Kreon wieder gutzumachen. Nachdem die Verwundeten auf freie Tische gelegt worden waren, ging ich zu einem von ihnen, um seine

Wunden zu reinigen. Energisch betrachtete ich die tiefen Schnitte an seiner Seite und seinem Oberschenkel, während er vor Schmerzen stöhnte. Ich sah sogar einen Knochen durch die klaffende Wunde schimmern, in dem die Spitze eines Speers steckte. Da wurde mir plötzlich übel. Ich erinnere mich nur noch an das höhnische Gelächter der umstehenden Griechen, dann wurde alles um mich herum trüb. Und nein, ich schäme mich nicht dafür, wenn ich jetzt daran zurückdenke. Ich hatte fast einen Tag lang nicht geschlafen, und in dieser Zeit war allerlei Aufregendes geschehen. Meine Schwäche war also durchaus verständlich.

Als ich wieder zu mir kam, lag ich in meinem Zimmer im oberen Stock der Taverne. Jemand hatte sich die Mühe gemacht, mich hierher zu tragen. Durch die Decke drang ein vielstimmiges Gemurmel aus dem Schankraum herauf. Niemand störte mich, Kreon – in seiner Rolle als Heiler – kam offenbar auch ohne mich zurecht. Da beschloss ich, die unverhoffte Ruhe zu nutzen und mich endlich meinem eigentlichen Auftrag zu widmen: den Smaragd-Ohringen „Augen des Schicksals“. Schmuck mit einem so ungewöhnlichen Namen würde sich vermutlich recht leicht finden lassen oder zumindest ließe sich herausfinden, in wessen Besitz er sich befand. Es bestand die Möglichkeit, dass er zu Makednos' Beute zählte. Dann müsste ich den nächsten Schritt sorgfältig durchdenken. Ich stellte mir also zwei Fragen, die beide zentral für meine Mission waren: Wie ist die Lage in der Stadt, und welche Pläne verfolgt Jorgos?

Erst wenn ich das wusste, würde ich mich auf die Suche nach den Ohrringen machen – andernfalls drohte mir erneut irgendein Zwischenfall, ohne dass ich Näheres über mein Ziel erfahren hätte.

Ich seufzte tief, als mir klar wurde, wie unpassend meine Ankunft hier war, just während die Veteranen Alexanders des Großen sich in einem bedrohlichen Konflikt befanden. Andererseits würde diese Mission so zumindest alles andere als langweilig werden. Mit diesen Gedanken, die mich ein wenig anspornten, ging ich hinunter in den großen Schankraum, der sich in eine Art Lazarett verwandelt hatte. Jetzt waren sämtliche Tische mit liegenden oder sitzenden Verletzten besetzt, und viele Bänke ebenso. Das Klagen der Verwundeten vermischte sich mit Flüchen und Rufen.

Ich entdeckte Kreon, der sich über einen Verletzten beugte und ein dünnes, scharfes Messer in der Hand hielt. Seine gesamte Kleidung war mit Blut bespritzt. Zwei Männer hielten den Verwundeten fest, während Kreon offensichtlich einen Eingriff an ihm vornahm. Mehrere Frauen wuschen und verbanden Wunden. Erleichtert stellte ich fest, dass mein Beistand hier offenbar nicht nötig war.

Der Wirt und gleichzeitig Heiler bemerkte mich und rief laut, um den allgemeinen Lärm zu übertönen:

„He, Kakris, du kannst was essen hinter dem Tresen. Dort liegen Fleisch und Wein für dich!“

Dann konzentrierte er sich wieder völlig auf seinen Patienten. Diese schlichte Art, mir etwas Gutes zu tun, rührte

mich. Und tatsächlich spürte ich plötzlich heftigen Hunger und das Bedürfnis, mich zu stärken.

Ich begab mich also hinter den Tresen, nahm mir ein großes Stück saftiges Fleisch, das intensiv nach Kräutern und mir unbekannten Gewürzen duftete. Auf den Wein verzichtete ich und trank stattdessen Wasser, weil ich einen klaren Kopf bewahren wollte.

Als ich den ersten Hunger gestillt hatte, sah ich mich um. In einer entfernten Ecke, hinter breiten Regalen mit Weinamphoren, Kräuterpäckchen und kleinen Tongefäßen, stand mein Container – von Kreon als Bezahlung für mein Quartier einbehalten. Irgendwo hier, hinter dem Tresen, musste auch mein Tarnumhang sein. Ich beschloss, ihn mir zurückzuholen, aber mir war klar, dass ich nicht ewig in Kreons Sachen herumsuchen konnte, ohne ungewolltes Aufsehen zu erregen. Außerdem hätte das wohl den Unwillen des Wirts geweckt. Also überlegte ich in aller Ruhe, während ich an meinem Fleischstück kaute und Kreon dabei beobachtete, wie er sich noch immer um seinen Patienten kümmerte.

Wo hätte ich wohl den Tarnumhang versteckt, wäre ich an Kreons Stelle gewesen? Ich hätte das große, mir unbekannte Kästchen mit den Phiolen sicher gründlich durchsucht. Und wo würde ich den Umhang dann hinlegen, damit ich ihn wiederfinde – immerhin ist es ein Unsichtbarkeitsumhang? Wahrscheinlich hätte ich ihn auf links gedreht, damit er blickdicht wäre, und ihn zurück in den Container gelegt.

Diese Überlegung war vielleicht falsch, aber ich hatte nur diesen einen Versuch, um es herauszufinden.

Während Kreon weiter damit beschäftigt war, dem verletzten Mann zu helfen, schob ich mich vorsichtig seitlich näher an den Container heran. Dann öffnete ich rasch den Deckel und – tatsächlich, mein Umhang lag gleich oben auf. Ich schnappte ihn mir und steckte ihn mir blitzschnell in den Gürtel. Mein Plan war aufgegangen, und ich war sehr zufrieden mit mir. Doch als ich mich aufrichtete, stand ich plötzlich Kreon Auge in Auge gegenüber. Er versuchte, mich mit seinen blutigen Händen festzuhalten, doch ich wich zurück und stieß dabei mit dem Rücken an das Regal voller Krüge. Meine logische Folgerung war nun: Ich sollte die Taverne schleunigst verlassen, um mich ungestört um meinen Auftrag zu kümmern.

Unter lautem Geschepper herabfallender Tongefäße und den wüsten Flüchen Kreons rannte ich um den Tresen herum. Ich schubste den Wirt, der mir den Weg versperrte, sanft beiseite und sprintete zwischen Tischen und Bänken hindurch, an denen Verwundete und ihre Helfer saßen. Keiner folgte mir; alle sahen mir nur verdutzt nach.

Vor dem Taverneneingang wartete bereits eine Schlange von Leuten, die von den Schäden der eingestürzten Gebäude betroffen waren und medizinische Hilfe brauchten. Offenbar hatte Kreon jetzt wirklich Dringenderes zu tun, als mir nachzujagen. Und nein, mir war nicht im Mindesten peinlich, was ich da getan hatte. Ich kann es nicht leiden, wenn andere sich unrechtmäßig mein Eigentum aneignen.

Ich drosselte mein Tempo und mischte mich unter die Menge, um ein wenig ihren Gesprächen zu lauschen und mir ein Bild von der Lage zu machen. Natürlich war das Ereignis der letzten Nacht auf aller Lippen: Ständig hörte ich die Namen Jorgos und Makednos.

Ich schlenderte auf den Marktplatz (die Agora) zu. Er wimmelte von Leuten jeden Alters. Eine Schar Kinder fuchtelte mit hölzernen Schwertern herum, und ich suchte automatisch nach Alala, konnte sie jedoch nirgends entdecken. Wahrscheinlich war sie bei Ianta in Sicherheit, was in diesen unruhigen Tagen für Pella sicher besser war. Da ertönte plötzlich ein lauter Jubelschrei, und die Leute bildeten eine Gasse, durch die eine kleine Reitergruppe zog. An der Spitze ritt Jorgos, den Kopf stolz erhoben und den Arm mit dem Schwert hochgestreckt. Hinter ihm kamen drei weitere Reiter, von denen ich einen wiedererkannte: Zopyros, dem ich vor dem Stadttor beim Einsammeln der Waffen zu helfen versucht hatte. Die Gruppe hielt in der Mitte des Platzes. Hoch zu Ross ragten Jorgos und seine Begleiter aus der Menge empor, sodass alle sie gut sehen konnten. Jorgos schwenkte mehrmals sein Schwert in der Luft, die Menge jubelte. Dann steckte er es in die Scheide, und augenblicklich wurde es still. Die spielenden Kinder drängten sich durch das Menschenknäuel, um so nah wie möglich an die Reiter heranzukommen – denn man erwartete offenbar eine leidenschaftliche Ansprache des Anführers. Und tatsächlich, in die atemlose Stille hinein erklang Jorgos' laute Stimme:

„Freie und stolze Bürger von Pella! Von Pella – der Hauptstadt eines immensen Reiches, das sich über die ganze bekannte Welt erstreckt! Und gleichzeitig die Hauptstadt ganz Griechenlands!“

An dieser Stelle machte er eine kurze Pause, die von lautstarken Jubelrufen gefüllt wurde.

„Unser großer König Alexander ist weit fort, und damit liegt es an uns, unsere Hauptstadt zu verteidigen! Unsere Sorglosigkeit wäre uns fast zum Verhängnis geworden. Ihr habt gesehen, dass der Verräter Makednos versucht hat, Pella zu zerstören und uns die Beute zu rauben, die wir mit unseren tapferen Klingen erworben haben. Doch die Götter standen uns bei, und wir haben Makednos entwaffnet und gefangen genommen!“

Empörte Zwischenrufe ertönten: „Tod dem Verräter! Hinrichten!“

Jorgos hob die Hand, um die Menge zu beruhigen, und sprach noch lauter:

„Wir werden den Verräter nicht verschonen! Aber unsere Rache wird ihn in den Ruinen seiner Heimatstadt Aigai ereilen, wenn wir sie erobern! Und wir werden uns die dort gehortete Beute aneignen, die er und seine Anhänger nicht verdient haben. Alles zur Ehre unserer Hauptstadt Pella!“

Er zog erneut das Schwert und schwenkte es über seinem Kopf. Von allen Seiten erhob sich aufgeregtes Johlen.

„Noch heute brechen wir nach Aigai auf, um die Verräter zu strafen! Wir dürfen ihnen keine Zeit lassen, sich wieder zu sammeln!“

Die Begeisterung schwoll weiter an, aber mir wurde das allmählich zu viel. Ich suchte nach einem ruhigeren Ort, um über alles Gehörte nachzudenken. Da die Straßen der Stadt jetzt übervoll waren, beschloss ich, mich Richtung Stadttor zu begeben.

Niemand schenkte mir besondere Beachtung, sodass ich problemlos zu den Toren gelangte. Dort war immer noch das Gemurmel aus Richtung des Marktes zu hören. Aber die Wachen erkannten mich sogleich. Zwei von ihnen versperrten mir mit gekreuzten Schwertern den Weg.

„Hey, du da – Hermes oder wie du heißt, ohne Jorgos’ Erlaubnis verlässt hier keiner die Stadt“, sagte einer der beiden.

Ich hatte nicht die Absicht, mit diesen schweren Waffen zu diskutieren, und drehte mich folgsam um. Zur Taverne wollte ich aber auch nicht zurück. Mir blieb nur mein Tarnumhang, um unbemerkt aus der Stadt zu gelangen. Also ging ich die breite Straße zurück, tauchte in eine schmale Gasse zwischen zwei halb eingestürzten Häusern (Reste der nächtlichen Attacke) und legte dort meinen Umhang an. Dann kam ich wieder auf die Hauptstraße, stellte sicher, dass mich niemand beobachtete, und schlich erneut zum Tor, gab mir Mühe, leise aufzutreten. Ich schaffte es tatsächlich, die Wachen zu umgehen, ohne dass sie von meiner Anwesenheit Notiz nahmen.

Entlang der Stadtmauer ging ich ein Stück weiter, bis mir in einiger Entfernung ein großer Felsblock ins Auge fiel, zu

dem ich mich begab. Dort ließ ich mich nieder, um zu überlegen. Um ehrlich zu sein, gefielen mir Jorgos' Pläne nicht. Aus seiner Ansprache schloss ich, dass er sich nach König Alexanders Vorbild zum Statthalter über ganz Griechenland aufschwingen wollte – genau wie Makednos Pella angegriffen hatte, um selbst an die Macht zu kommen. Diese Rivalität um Macht und die Beute aus Babylon würde bestimmt nichts Gutes bringen. Nach Alexanders Tod war sein riesiges Reich schließlich schnell zerfallen – eine Folge eben solcher Konflikte. Ich seufzte und dachte daran, wie tragisch sein Familiengeschick endete, als ehemalige Verbündete sich gegen sie wandten. Allerdings war das ein historischer Fakt, der mich nichts anging. Mich beschäftigte ein ganz anderes Thema: die Suche nach dem zweiten Ohrhänger mit dem vielversprechenden Namen „Augen des Schicksals“. Wer rational dachte, würde mir raten, mich bloß nicht nach irgendwelchen in Babylon erbeuteten Schätzen zu erkundigen, sonst würde man mich wieder für einen Spion halten – was sicherlich übel enden könnte. Also entschied ich, zuerst herauszufinden, welcher der Veteranen unverheiratete Töchter hatte. Ich vermutete nämlich, dass nur eine junge Frau, die (noch) keinen Ehemann hatte, solch rührselige Verse über ihre unglückliche Liebe verfassen und ihrem Liebsten einen der Ohringe schenken würde. Die Frage war nur: Wie kam ich an diese Informationen? Da fiel mir Diomedes ein, Alalas Vater. Er kannte sicher alle Veteranen und ließ sich womöglich leicht in ein Gespräch verwickeln. Vor lauter Begeisterung über diesen Plan schlug

ich mir mit der Hand an die Stirn und schob dabei versehentlich die Kapuze meines Tarnumhangs zurück. In derselben Sekunde hörte ich einen gedämpften Aufschrei von meiner linken Seite. Als ich mich umdrehte, sah ich ein paar bewaffnete Männer mit Schwertern und Pfeilen, die sich offenbar an der Stadtmauer geduckt hatten. Jetzt starrten sie mich erschrocken und ungläubig an. Ich beschloss, schnell zu handeln, bevor sie sich fingen, und rannte los in Richtung der Wachtposten am Stadttor.

„Eine Falle! Eine Falle!“, brüllte ich, während ich davonstürmte und wild mit den Armen fuchtelte. Mir kam einer der Wächter mit gezogenem Schwert entgegen. „Hinter mir – dort!“, keuchte ich und deutete nach hinten, ohne das Tempo zu drosseln.

Der Wächter stieß einen lauten Pfiff aus, und vom Tor liefen mehrere bewaffnete Männer herbei.

Mit heftig klopfendem Herzen erreichte ich das Tor und stützte mich keuchend an der Mauer ab. Ein Grieche in meiner Nähe, der Köcher und Schwert trug, riet mir:

„Zieh den Mantel aus, damit du dich leichter bewegen kannst und nicht nur dein Kopf in der Luft hängt. Außerdem kriegst du besser Luft!“

Dann richtete er seine Aufmerksamkeit auf eine Gruppe Leute, die sich nun näherte. In ihrer Mitte gingen drei finster dreinblickende, bereits entwaffnete Männer, die sichtlich zerknirscht aussahen. Ich blieb nicht da, um das weitere Geschehen zu verfolgen, sondern wollte seinem Rat folgen

und den Umhang abstreifen. Doch da riss mir plötzlich jemand das Tuch von den Schultern.

„Na, da ist dein Wunderumhang also wieder“, hauchte eine vertraut schmeichlerische Stimme in mein Ohr. Ich drehte mich um und erkannte in der Hast nur eine sich rasch entfernende Gestalt, die eine Pelzkapuze trug und den Umhang unter dem Arm festhielt. Linos! Ich seufzte und versuchte, es gelassen zu sehen. Schließlich würde der Umhang wie auch mein Container dank des eingebauten Signals eines Tages in meine Zeit zurückkehren. Natürlich machte mir die Vorstellung, Linos könnte damit Unfug treiben, etwas zu schaffen, doch mein eigentlicher Auftrag war nun einmal wichtiger. Ich musste Diomedes finden.

So ging ich wieder ins Stadttinnere, wo noch immer reges Treiben herrschte. Beinahe wäre ich von einer Karre überfahren worden, auf der Schutt und Steine geladen waren. Kaum jemand nahm Notiz von mir. Das verletzte zwar nicht direkt meinen Stolz, doch es machte mir klar, dass die Griechen sich wohl rasch an fremde Kuriositäten gewöhnten. Oder aber, dass die Lage sich so sehr zugespitzt hatte, dass sie einfach andere Sorgen hatten, als sich mit meinem Erscheinen zu befassen. Auf all diese Gedanken folgte ein Anflug von Einsamkeit, den ich versuchte, mit einem energischen Kopfschütteln zu vertreiben. In genau diesem Augenblick hörte ich plötzlich eine helle Stimme:

„Kakris! Wo hast du dich nur herumgetrieben?“

Alala lief breit lächelnd auf mich zu und umarmte mich fest, indem sie ihren Kopf an meinen Bauch drückte. Ich

bemerkte, dass sich das blaue Band, das sie wie einen Haarreif trug und ihre Stirn frei ließ, fast gelöst hatte. Instinktiv band ich es ihr neu und formte eine kleine Schleife oben auf ihrem Kopf. Alala richtete sich auf und erklärte:

„lanta hat mich heute frisiert. Und wir sind rausgegangen, um zu sehen, was los ist.“

Ich schob sie ein Stück von mir weg und sah mich um. Ein Stück entfernt entdeckte ich lanta, die sich besorgt umschaute. Ich rief ihren Namen und winkte ihr. Mein Verhalten missfiel Alala offensichtlich; sie kniff die Augen zusammen und sagte gekränkt:

Mm, „Ich wollte mit dir spielen, und jetzt werde ich geschimpft. Warum hab ich bloß immer so ein Pech?“

Sie breitete die Arme aus und holte tief Luft, offenbar um mir ihren ganzen Frust zu zeigen, was mir ein Lächeln entlockte. Da kam eine außer Atem geratene lanta angelaufen und packte Alala an der Hand. Ich wollte die Kleine in Schutz nehmen, obwohl mir klar war, dass lanta jedes Recht hätte, sie wegen ihres Ungehorsams zu tadeln:

„Schimpf sie nicht. Sie wäre von selbst zu dir zurückgekehrt. Sie ist nur ein wohlerzogenes Mädchen, das mich grüßen wollte.“

Die „wohlerzogene“ Kleine grinste sofort überglücklich und nickte eifrig, was lantas Herz erweichte. Ich beschloss, diese Begegnung zu nutzen, um ein Treffen mit Diomedes zu organisieren. Schließlich kannte er alle zurückgekehrten Veteranen und wäre damit für mich eine wertvolle

Informationsquelle. Ich brauchte nur einen passenden Vorwand, um mein Interesse an ihm zu rechtfertigen.

„Wie geht es Diomedes?“, fragte ich Ianta. „Gestern hat er wohl zu viel Wein erwischt, und ich dachte mir, ich könnte ihn besuchen. Er war ja sehr freundlich zu mir.“

„Ja, genau“, mischte sich Alala begeistert ein. „Papa ist superfreundlich, also sollten wir ihn besuchen gehen. Nur ist er gerade auch superfreundlich beim Bewachen von Makednos. Los, gehen wir!“

Sie zerrte an meinem Arm, offenbar erfreut über die Idee, ihren Vater zu sehen, selbst wenn er gerade mit der Bewachung Makednos' beschäftigt war. Ianta wollte protestieren, aber wir rannten bereits durch die belebten Straßen und wichen geschickt allen Hindernissen aus. Ich kannte den Weg zur Taverne schon gut, doch wir bogen diesmal in eine andere Richtung ab. Nach ein paar Biegungen gelangten wir in eine enge Gasse, die sich von den übrigen durch niedrigere, baufällige Gebäude unterschied. Entlang dieser Gasse standen schwer bewaffnete Männer, die jeden Durchgang versperrten. Offenbar bewachten sie den Zugang zu dem Ort, an dem man den gefangenen Makednos festhielt. Die Gasse, an deren Anfang wir nun standen, endete in einer hohen Steinmauer, die den Ausgang blockierte.

Die Wachen versperrten uns den Weg.

„Hier ist kein Ort für kleine Mädchen“, sagte einer streng und musterte Alala. Ein anderer hielt mir das Schwert an die

Brust und musterte mich argwöhnisch. Doch Alala übernahm sofort die Initiative und rief laut:

„Papa! Wo bist du?“

„Das reicht!“, sagte einer der Wachleute gereizt.

„Verschwindet. Du da, schaff sie hier weg!“, wandte er sich an die herbeigeeilte Ianta.

Mit roten Wangen versuchte Ianta, die sich windende Alala an der Hand zu packen. Da ließ ein lautes Getöse, das aus dem Inneren der Gasse drang, alle einen Moment innehalten. Allmählich verstanden wir die Rufe: „Er ist verschwunden, Makednos ist verschwunden!“

Der Wächter neben mir reagierte schnell und drehte mir die Arme auf den Rücken; die Klinge hielt er mir an den Hals. „Wem hast du deinen Unsichtbarkeitsmantel überlassen, du Verräter?“, knurrte er mir bedrohlich ins Ohr. „Niemand verschwindet einfach so.“

Vor meinem inneren Auge tauchte die Kapuzengestalt auf, die eilig mit meinem Umhang davongehuscht war.

„Linos, es war Linos. Er hat ihn mir weggenommen“, sagte ich und zwang mich, ganz stillzuhalten, um die scharfe Klinge nicht zu spüren.

„Stellt euch quer über die Gasse, Waffen in ausgestreckter Hand!“, hörte ich den Befehl durch die Reihen hallen. Ich überlegte, dass dies tatsächlich eine kluge Anweisung war, um den Unsichtbaren „zu ertasten“. Und ich war mir sicher, dass Linos meinen Unsichtbarkeitsumhang nutzte, um Makednos entkommen zu lassen. Die einzige Frage war, wann und wie genau die Flucht stattgefunden

hatte. Hatten sie Komplizen? Und wenn sie bereits aus dieser Gasse heraus waren, war es in all dem Durcheinander fast unmöglich, sie aufzuspüren. Diese Gedanken rasten mir durch den Kopf.

Ganz in unserer Nähe ertönte das Klirren von Dolchen. Über die Schulter des Mannes, der mich festhielt, sah ich Makednos' Kopf scheinbar frei in der Luft schweben, und ein Dolch, der wild um sich schlug. Ein guter Kämpfer, dieser Makednos!

Ich versuchte, mit der Hand nach Alala zu greifen, die näher herangekommen war, um das Geschehen besser zu sehen. Doch der Wächter interpretierte meine Bewegung anders und zog mir die Arme noch fester zusammen, sodass meine Gelenke schmerzten. „Kein Entkommen, Verräter“, zischte er mir zu. In diesem Moment riss sich Makednos den Unsichtbarkeitsumhang vom Leib und sprang – das Schwert hoch erhoben – zu Alala, um sie mit seinen kräftigen Armen zu packen. Mit der linken Hand umklammerte er ihren Hals, in der rechten führte er das Schwert.

„Noch ein Schritt, und das Mädchen ist tot!“, brüllte er. Die Soldaten wichen widerwillig zurück und machten ihm Platz. Ianta schrie auf, und ich hörte auch Diomedes' verzweifelten Ruf, als er sich durch die Menge zu uns vorzuarbeiten versuchte. Der Griff des Soldaten, der mich hielt, lockerte sich für einen Moment. Ich nutzte die Gelegenheit, sprang zurück und schrie:

„Nimm mich als Geisel, Makednos! Lass das Mädchen gehen!“

Er quittierte mein Angebot mit höhnischem Gelächter:

„Wozu sollte ich dich gebrauchen? Deinen Mantel habe ich schon genutzt. Was hast du mir sonst noch zu bieten? Aus dem Weg, alle!“

Hastig rief ich ihm das Erste zu, was mir einfiel:

„Einen fliegenden Teppich! Damit könntest du über deine Feinde hinwegfliegen!“

Mir war völlig klar, wie lächerlich das klingen musste. Außerdem war mir bewusst, dass ich für die Griechen keinerlei Wert darstellte und man mich wohl eher aus dem Weg räumen würde, als mich als Geisel mitzuschleppen. Wichtig war mir nur, Alala nicht allein zu lassen.

Makednos klemmte sich das Mädchen unter den Arm und rannte in Richtung Stadttor. Ich folgte ihm notgedrungen, voller Qual dabei zuzusehen, wie Alala verzweifelt zappelte. Eine Gruppe Soldaten stürmte uns hinterher, jedoch etwas langsamer. Plötzlich tauchten bewaffnete Männer auf, die eben noch Schuttkarren geschoben hatten, und stellten sich den Stadtwächtern in den Weg.

„Verrat!“, rief jemand. „Das sind keine Arbeiter, das sind Leute von Makednos!“

Makednos lief unbeirrt weiter, ohne Alala oder das Schwert loszulassen. Es kostete mich einiges an Anstrengung, nicht den Anschluss zu verlieren. Draußen vor dem Tor hielt er nicht an, sondern rannte weiter, wobei er in kurzen Abständen laut pfiiff – offenbar ein Signal für seine Verbündeten. Schließlich tauchte ein Reiter auf, der ein

zweites Pferd am Zügel führte. Als wir näherkamen, erkannte ich Linos.

Mit einem geschickten Satz sprang Makednos in den Sattel. Auf Linos' Gesicht sah ich einen verwunderten Ausdruck, als er mich bemerkte.

„Sollen wir ihn niedertrampeln?“, fragte er Makednos nachdenklich.

Dieser machte eine unbestimmte Handbewegung. „Er hat noch dieses fliegende Tuch, oder? Wir sollten das überprüfen. Nimm ihn mit zu dir in den Sattel.“

«Kakris! Kakris!», rief Alala laut.

„Das ist ein Spiel!“, antwortete ich wenig überzeugend.

Ich saß hinter Linos im Sattel, klammerte mich mit beiden Händen am Sitz fest, und wir galoppierten los. Da mir nichts anderes übrig blieb, als die vor uns liegende Straße zu beobachten, gab ich mich währenddessen meinen Gedanken hin. Höchstwahrscheinlich ritten wir nach Aigai, der Heimatstadt von Makednos. Dort würde man Alala und mich gefangen halten, vermutlich sogar bewacht. Ich besaß keine Kampfkünste, um etwaige Gegner wie ein Filmheld niederzustrecken. Folglich musste ich mir eine andere Methode ausdenken, wie wir uns aus dieser Gefangenschaft befreien könnten.

Am naheliegendsten erschien mir der Versuch, die Wachen zu bestechen. Bei diesem Gedanken tastete ich vorsichtig nach dem Beutel an meinem Gürtel. All die turbulenten Ereignisse hatten mich diesen Beutel fast vergessen lassen. Zum Glück war er noch da. Ich atmete

erleichtert auf, obwohl mir klar war, dass dieser Plan keineswegs garantiert zum Erfolg führte. Und noch eine Frage beschäftigte mich: Sobald wir ankämen, würde Linos mir die Geldbörse wohl ohnehin sofort abnehmen. Dann wäre Bestechung keine Option mehr. Ich musste also improvisieren – und Ruhe bewahren, denn immerhin trug ich Verantwortung für die kleine Alala, die meine Unterstützung brauchte.

Ich erinnerte mich an die Brosche mit dem eingebauten Kommunikator, die neben den Münzen im Beutel steckte. Sie diente mir als eine Art Talisman und weckte die Erinnerung an meine Freunde in jener anderen Welt, die für mich unerreichbar schien. Ich musste mich zusammennehmen, um jetzt nicht in düsteren Grübeleien zu versinken. Sie ahnten ja nichts von meiner Lage. Auf keinen Fall durfte ich zulassen, dass Linos diese wertvolle Brosche in die Hände bekam. Immer noch mit der linken Hand am Sattel festgekrallt, steckte ich die rechte in den Beutel, um den Kommunikator zwischen den Münzen zu ertasten und ihn herauszufischen. Glücklicherweise war Linos ganz auf den steinigen Weg vor uns konzentriert und schenkte mir keine Beachtung.

Mir kam es wie eine halbe Ewigkeit vor, bis ich endlich die geliebte Brosche zu fassen bekam. Ich musste sehr darauf achten, keine ruckartigen Bewegungen zu machen, um Linos nicht misstrauisch zu stimmen. Aber schon tauchten in einiger Entfernung, auf einer kleinen Anhöhe, die Stadttore auf, vor denen Wachen standen. Endlich umschlossen meine

Finger die Brosche. Nun aber stellte sich die nächste Frage: Wo sollte ich sie verstecken? Ganz sicher würde man mich durchsuchen – allein schon wegen des versprochenen „fliegenden Teppichs“, den ich Makednos in Aussicht gestellt hatte. Mir fiel nichts Besseres ein, als sie in meinem Stiefel unter dem Fuß zu verbergen.

Ich beugte mich nach rechts, um meinen Plan auszuführen. Linos reagierte gereizt:

„Bleib still sitzen und rühr dich nicht!“

Er wandte sich halb zu mir um und packte mich an der Seite, sodass ich mich aufrichten musste. Doch zum Glück war es mir gerade noch gelungen, die Brosche in meine Fellstiefel zu schieben. Ohne Argwohn versprach ich ihm, mich ruhig zu verhalten.

„Ich habe mich nur verrenkt“, sagte ich wahrheitsgemäß. „Ich saß schon lange nicht mehr auf einem Pferd.“ Das letzte Mal war es auf einem kleinen Pony, damals in der Grundschule. Linos würdigte mich keiner Antwort und verzog den Mund zu einem spöttischen Lächeln.

Ich klammerte mich noch fester ans Sattelzeug, denn die Straße begann anzusteigen und das Pferd beschleunigte – wohl, weil Linos es antrieb. Fast hätte es mich vom Rücken des Tieres geschleudert. Von irgendwo weiter vorn hörte ich Alalas lautes Weinen, das mir das Herz zusammenzog, weil ich ihr in diesem Moment nicht helfen konnte.

Am Tor angekommen, hielten die Pferde abrupt an. Ich beugte mich vor, um nicht kopfüber zu stürzen. Mit hartem Griff zerrte Linos mich aus dem Sattel und zwang mich auf

den Boden. Noch während ich versuchte, mein Gleichgewicht wiederzufinden, tastete er mich geschickt ab und riss mir den Münzbeutel vom Gürtel. Genauso flink ließ er ihn verschwinden, ohne dass ich sehen konnte, wohin.

„Von dir ist jetzt nichts mehr zu holen“, zischte er mir gehässig ins Ohr. „Außer du bringst Makednos noch das Fliegen bei!“ Er lachte laut, sichtlich angetan von seiner eigenen Ironie.

Mir stand nicht der Sinn nach solchen Späßen. Ich ließ Alala keine Sekunde aus den Augen. Sie krümmte sich verängstigt in den Armen des riesigen Makednos und sah mich verzweifelt an. Mir selbst war auch bange, doch ich wollte mir das nicht anmerken lassen. Ich nahm eine möglichst gerade Haltung ein und versuchte, nicht zu zittern. Sogar ein schiefes Lächeln wollte ich wagen, doch vermutlich wirkte es eher gequält.

„Hey, Linos!“ Der laute Ruf von Makednos ließ selbst Linos kurz zusammenfahren. „Was trödelst du da? Komm her!“

Wir eilten zum Tor, wo bewaffnete Wächter auf uns warteten. Sofort wurde ich durchsucht – glücklicherweise musste ich nicht meine Schuhe ausziehen. Inmitten einer Schar von bewaffneten Kriegern passierten wir das Stadttor und betraten die Stadt, deren Straßen von einer jubelnden Menge gesäumt waren. Die Menschen schrien laut und priesen Makednos. Einige Männer in der Menge versuchten, mich mit den Händen zu erreichen, doch meine Bewacher hielten sie auf Abstand. Unter anderen Umständen hätte ich

versucht, die unbekannten Straßen und Gebäude genauer anzuschauen, aber im Moment stellte ich nur fest, dass die Stadtplanung sich nicht wesentlich von der Pellas unterschied, das ich vor Kurzem gezwungenermaßen verlassen hatte. Die Straße, die wir vom Tor aus nahmen, führte uns zu einem großen Platz. Ich rechnete schon damit, Makednos würde hier eine flammende Rede vor den versammelten Einwohnern und Kriegerern Aigais halten. Zu meiner Überraschung jedoch marschierte er zielstrebig weiter, ohne anzuhalten, das Mädchen Alala noch immer fest in seinem Arm. Die Krieger vor ihm bahnten sich einen Weg durch die Menge und schufen so einen Korridor, durch den wir rasch vorankamen. Linos hielt mich fest an der Schulter, was mir langsam wehtat.

Wir verließen den Platz und folgten einer breiten Straße, um dann in eine schmalere Gasse einzubiegen, die leicht anstieg. Offenbar erstreckte sich Aigai über mehrere Hügel, im Gegensatz zu Pella, das auf einer Ebene lag.

Auf einmal blieb unsere Gruppe vor einem kleinen Gebäude stehen. Es war aus weiß gestrichenen Ziegeln errichtet, doch die Farbe war an vielen Stellen abgeblättert, und die hölzernen Rahmen der Fenster und Türen waren verzogen. Anstelle einer Tür hing ein schweres Tierfell, und dunkle Tücher verdeckten die Fensteröffnungen und ließen kein Licht hinein. Alles wirkte verlassen und in der trüben Wintersonne sogar unheimlich.

Einer der Wächter schlug das Fell beiseite, um uns einzulassen. Makednos stellte Alala vorsichtig auf den

Boden, woraufhin sie sofort zu mir stürzte und ihr Gesicht an meinem Bauch verbarg.

„Bringt die beiden in den Keller“, befahl er den Wachen, dann wandte er sich an Linos: „Komm, wir müssen unsere neue Lage besprechen.“

Ich streichelte Alala beruhigend über den Kopf und nahm sie an der Hand, während die Wächter uns in das dunkle Haus führten. Zwei Fackeln an den Wänden spendeten nur schwaches Licht. Man lotste uns hinab in einen Kellerraum mit einer massiven Eichentür, die offenbar noch nicht lange eingebaut war. Es roch nach frischem Holz, und der Boden bestand aus festgetretener Erde; hier und da sah man Holzspäne, die noch übrig waren.

Hinter uns fiel die Tür ins Schloss, und wir blieben allein zurück. Gerade wollte ich Alala ein paar beruhigende Worte sagen, doch sie war schneller. Sie zog meinen Kopf zu sich herab und flüsterte mir zu:

„Hab keine Angst, Kakris. Ich bin doch bei dir. Uns fällt schon was ein.“

Ihre Tapferkeit und ihr Optimismus berührten mich zutiefst. Ich würde mich nicht als sonderlich sentimental bezeichnen, aber in diesem Augenblick stiegen mir die Tränen in die Augen. Ich wollte nicht, dass Alala das bemerkte und meine Tränen vielleicht für ein Zeichen der Schwäche hielt. Also schaute ich mich um und entdeckte in einer Ecke einen Haufen Heu.

„Komm, wir setzen uns“, schlug ich vor. „Ein bisschen ausruhen hilft, um einen Plan zu schmieden.“

„Ja, dann schmieden wir einen Plan!“, stimmte Alala begeistert zu.

Wir setzten uns auf das Heu, und ich lehnte mich mit dem Rücken an die Wand, die Beine ausgestreckt. Alala kuschelte sich an meine Schulter und legte den Kopf darauf.

„Sag mal, Kakris, du bist doch schon so alt und hast bestimmt viele Entscheidungen getroffen. Wie macht man sowas richtig? Zeig’s mir, damit wir von hier verschwinden können!“

In ihrer Stimme lag so viel Vertrauen, dass ich mich noch ratloser fühlte. Es wäre unklug gewesen, ihr offen zu gestehen, dass ich momentan keinen Ausweg sah – nicht einmal einen Hinweis darauf. Vielleicht spürte sie meine Unsicherheit, denn sie lächelte aufmunternd und sagte:

„Denk doch mal an deine früheren Entscheidungen. Vielleicht passt irgendeine davon in unsere Lage. Papa sagt immer, Erfahrung hilft einem weiter. Er ist sehr erfahren, weißt du?“

Unwillkürlich drückte ich meinen Fuß gegen die Brosche mit dem Kommunikator, die ich in meinem Fellstiefel versteckt hatte. Dann zog ich sie vorsichtig hervor und zeigte sie Alala.

„Was ist das, Kakris?“ fragte sie neugierig und streckte mir ihre Hände entgegen.

„Vorsichtig, nicht fallen lassen“, mahnte ich sie, während ich ihr die Brosche in ihre offene Hand legte. „Sie war eine meiner wichtigen Entscheidungen.“

„Ein Zauberknopf!“, rief sie ehrfürchtig. „Zeig mal, was der kann!“

Einerseits wollte ich Alala nicht enttäuschen, denn der Kommunikator war in unserer Welt – ob Gegenwart oder Vergangenheit – wertlos. Andererseits war ich neugierig, ob er sich einschalten ließ. Schließlich hatte ich ihn, warum auch immer, noch zu Hause in meiner Zeit aufgeladen.

„Also, es war so“, begann ich zu erzählen. „Ich steckte damals, genau wie jetzt, in einer sehr misslichen Lage.“ An Kurkin den Zweiten, den Vater von Kurkin dem Dritten, denkend, fügte ich hinzu: „Zumindest hatte ich dort einen Freund.“

Alala lauschte mir mit angehaltenem Atem.

„Ich nahm also diesen Zauberknopf in die Hand, so wie jetzt“, fuhr ich fort und nahm ihr dabei die Brosche ab, „dann drückte ich hier auf diesen versteckten Knopf, und schon wurde sie zu einem Wunderding – einer Zauberröhre.“

Alala fuhr vor Schreck ein wenig zurück, als sich die Brosche urplötzlich in einen Kommunikator verwandelte, dann klatschte sie begeistert in die Hände.

„Anschließend fuhr ich mit dem Finger hier über diese Oberfläche“, erklärte ich meine Handgriffe. Zu meiner freudigen Überraschung leuchtete der Bildschirm tatsächlich auf. Offenbar hatte meine Art des Aufladens mit ganz normalen Batterien funktioniert, was mich einen Moment stolz machte. Doch dieses Hochgefühl wich rasch. Wie sollte ich Alala nun trösten, die ein wahres Wunder von mir

erwartete? Und warum hatte ich ihr den Kommunikator nur gezeigt, wenn er doch hier völlig nutzlos war? Ich musste schnell etwas erfinden, um sie vom Kommunikator abzulenken.

Ungeduldig zupfte Alala an meinem Ärmel. „Und was passiert jetzt, Kakris, was kommt als Nächstes?“

Mein Daumen berührte unwillkürlich den kleinen leuchtenden Bildschirm. Augenblicklich gellte ein fremder Aufschrei:

„Was zum ... Wo bin ich?“

Im schwachen Lichtschein tauchte eine hochgewachsene Gestalt in einem Hiton auf, unter dem ein breiter, langer Schwanz hervortrat. Ich rieb mir die Augen und schüttelte verwirrt den Kopf.

„Jetzt habe ich wohl schon Halluzinationen“, kam es mir in den Sinn.

„Deine Entscheidung, Kakris! Sie ist da!“, rief Alala aufgeregt und zeigte mit dem Finger auf die Gestalt.

Der plötzlich Aufgetauchte wich in eine Ecke zurück, sein Schwanz klopfte dabei hörbar auf den Erdboden. Sah Alala ihn etwa auch?

„Was siehst du da, Alala?“, fragte ich leise.

„Einen Griffon!“, rief sie. „Ianta hat mir von ihnen erzählt!“

Alala sprang von dem Heubündel hoch, auf dem wir eben noch gesessen hatten, und lief in Windeseile zu dem Neuankömmling, umklammerte seine Knie. Einen Augenblick herrschte betretenes Schweigen. Ich beschloss, jetzt einzugreifen, erhob mich ebenfalls, nahm einen der Fackeln

von der Wand und trat mit dem Licht näher zu den beiden, die da in der dunklen Kellerecke standen.

„Kurkin?“, fragte ich ungläubig. Mir war, als befände ich mich in einem Traum, so unwirklich erschien mir die Szene.

„Kris? Kris der Vernünftige?“ entgegnete er.

Meine Knie wurden weich vor Aufregung, und ich hätte beinahe die Fackel fallen lassen. Mir schossen zugleich tausend Gedanken durch den Kopf: „Das kann doch nicht sein! Ist Kurkin wirklich hier? Ich muss wohl aufwachen ...“

Alala ließ Kurkins Knie los und machte einen Schritt zurück.

„Die edle Alala grüßt dich, freundlicher Griffon!“, sagte sie und hob dabei forsch die rechte Hand. Dann stieß sie mich in die Seite und flüsterte:

„Sei höflich, grüß ihn auch!“

Kurkin wirkte etwas unschlüssig, hob aber seine rechte Hand mit den langen dunklen Krallen, und blickte Alala liebevoll an. Dann fiel er mir um den Hals und beschnupperte mich regelrecht.

„Ja, ganz sicher, du bist Kris!“, lachte er. „Und du ... bist Papa? Unglaublich!“

„Was sagt er?“, fragte Alala aufgeregt und zupfte an meinem Ärmel.

„Was sagt sie?“, wollte gleichzeitig Kurkin wissen.

Am liebsten hätte ich mich gekniffen, um zu testen, ob das alles wirklich geschah, doch stattdessen merkte ich, dass ich immer noch den Kommunikator in der Hand hielt.

„Die Lösung, Kakris, deine Entscheidung!“, meinte Alala und zog Kurkin mit sich zu dem Heuballen, auf dem wir eben noch gesessen hatten. Sie hatte recht, wir mussten dringend die neue Lage besprechen. Ich wusste nicht, wie viel Zeit uns blieb, bis die Wächter zurückkamen. Es war also Vorsicht geboten.

Ich steckte die Fackel wieder in die Halterung an der Wand und ließ mich auf das Heu sinken.

„Wir sprechen jetzt in der Sprache der Griffonen, ja?“, sagte ich zu Alala, während ich ihr den Kopf tätschelte. Sie nickte nur und beäugte Kurkins federnbesetzten Körper mit neugieriger Miene.

Um keine Zeit zu verlieren, erklärte ich Kurkin in Kürze unsere Situation: Ich berichtete von meinem neuen Auftrag, die antiken Smaragd-Ohringe aufzuspüren, von den untereinander zerstrittenen Griechen, die sich um die aus dem Feldzug heimgebrachte Beute und um die Macht stritten. Kurkin hörte konzentriert zu und ließ seinen Schwanz auf den Knien ruhen.

„Und nun sitzen Alala und ich hier eingesperrt, ohne zu wissen, was mit uns geschehen soll. Aber wie kommst du eigentlich hierher, Kurkin?“

Kurkin hob den Zeigefinger, als wollte er eine bedeutende Offenbarung ankündigen, und lächelte breit.

„Ich tauche offenbar zur rechten Zeit auf! Nur warum hat mich das Mädchen einen Graphen genannt? Und in welcher Sprache redet sie?“

Mir war zum Lachen zumute, und ich empfand sogar eine gewisse Fröhlichkeit, was in unserer aktuellen Lage allerdings denkbar unpassend war. Ich versuchte mich zusammenzureißen und rief mir erneut in Erinnerung, in welcher Gefahr wir schwebten. Außerdem wollte ich Kurkin nicht in dieses unkalkulierbare Risiko hineinziehen – ganz zu schweigen davon, dass dies hier weder seine Welt noch seine Epoche war. Aber wie war er überhaupt hierher gelangt?

„Das Mädchen heißt Alala, und ich bin für sie verantwortlich. Sie spricht die alte Sprache der Griechen, die vor über zweitausend Jahren hier lebten. Sie hat dich einen Griffonen genannt, ein Fabelwesen, das tatsächlich Federn trägt – so ähnlich wie du. Aber sag mir, wie bist du hierhergekommen?“

Kurkin der Dritte lächelte Alala zärtlich an und entblößte dabei seine scharfen Zähne. Ich zwickte mich fest ins Bein, um sicherzugehen, dass ich nicht träumte und mir diese Begegnung mit Kurkin nicht bloß einbildete.

Alala lächelte ihn fröhlich an und kletterte ohne Scheu auf seinen Schoß, wo sie sich gemütlich niederließ. Kurkin schlang behutsam den Arm um ihre Schultern und begann zu erzählen. Offenbar hatte ich im Reich der Pterixe Spuren hinterlassen, eine Art vage Erinnerung oder vielmehr ein Nachgefühl an das, was mir dort widerfahren war. Es war schwer zu erklären. Kurkin der Dritte benutzte dafür ein neues Wort, das ihm anscheinend gefiel: „Déjà-vu“. Noch mehr überraschte mich aber, dass auf dem Display des

Kommunikators, der einst Kartis' Frau gehörte, ganz kurz meine Stadt aufgetaucht sein soll – also die Stadt, in der ich lebe. Zwar nur für einen Augenblick, doch das bedeutet, dass eine schwache Verbindung zwischen unseren beiden Welten existierte. Anders war es nicht zu erklären, dass Kartis' Kommunikator, der in meinem Besitz war, auf ein Suchsignal reagierte, das von dem Gerät seiner Frau ausging.

Dieser Kommunikator, also der von Kartis' Frau, war aufgrund seiner Wichtigkeit an das „Institut der Zeit“ unter der Leitung von Doktor Kurio übergeben worden. Kurkin der Dritte, von Neugier getrieben, schaute dort oft vorbei und hoffte, Doktor Kurio und seinen Mitarbeitern könnte es gelingen, meinen Aufenthaltsort zu ermitteln. Meist lag der Kommunikator von Kartis' Frau in der Nähe der Startrampe der Zeitmaschine, empfing jedoch keinerlei Signale mehr – bis zu jenem Augenblick, wo er plötzlich aufleuchtete. Doktor Kurio erschrak so sehr, dass er an die Starttaste der Zeitmaschine geriet. Und Kurkin der Dritte, der sich zufällig auf der Plattform befand, wurde unversehens in unsere Vergangenheit katapultiert, indem er dem Signal meines Kommunikators folgte. Jetzt brach er seine Erzählung ab und blickte liebevoll auf die auf seinem Arm eingeschlummerte Alala.

„Ich mag dich, Kris der Vernünftige“, meinte er unvermittelt, wobei er mit seinem zersausten Federkopf bekräftigend nickte. „Und wir müssen das Mädchen retten. Wir sollten uns rasch etwas überlegen.“

Einerseits war ich unendlich erleichtert, dass Kurkin der Dritte so unverhofft aufgetaucht war und uns helfen wollte, andererseits widerstrebte es mir, ihn in unsere gefährliche, ungewisse Lage hineinzuziehen.

„Kurkin“, wandte ich mich an ihn, „du musst hier weg. Ich will nicht, dass du dich in Gefahr begibst. Ich benutze meinen Kommunikator wieder, dann holt Doktor Kurio dich in deine Zeit zurück.“

Wir sprachen leise, um Alala nicht zu wecken. Mein Freund Kurkin verzog beleidigt den Mund und wollte mir etwas entgegnen, als plötzlich vor der Kellertür lauter Krach ertönte: Klirrendes Metall, aufgeregte Stimmen und wuchtiges Getrampel. Alles übertönte eine donnernde Stimme: „Wo ist meine Tochter? Ich bringe euch um, geht mir aus dem Weg!“

Alala wachte mit einem Satz auf, sprang auf und lief an die Tür.

„Papa, ich bin hier!“, rief sie und trommelte mit den Fäusten gegen das Holz. „Ich bin hier!“

„Und ich bin hier, Alala!“, dröhnte Diomedes' Stimme zurück. Dann wurde der Lärm noch heftiger, es folgte ein Stöhnen und triumphierende Rufe: „Wir haben dich, Diomedes! Viel Spaß mit deiner Tochter!“

Kurkin spitzte die Ohren und reckte den Hals.

„Gleich geht die Tür auf, stell dich drauf ein“, flüsterte er, während er mich sanft in Richtung Alala schob. „Nimm sie auf den Arm.“

Ich ahnte seinen Plan. Ich hob die sich sträubende Alala hoch, legte den Finger an die Lippen und raunte ihr ins Ohr: „Halte dich gut fest. Deinem Papa wird das gefallen, hab keine Angst.“

Die massive Kellertür wurde aufgestoßen, und im selben Augenblick packte Kurkin mich samt Alala und hievte uns auf seine Schulter. Im Hinausdrängen aus der Tür fegte Kurkin mit seinen Armen und dem kräftigen Schwanz um sich und sprang in wenigen Sätzen die Stufen aus dem Keller hinauf. Ich sah für einen Moment die vor Staunen und Furcht erstarrten Gesichter der Griechen sowie Diomedes, der die Arme nach Alala ausstreckte. Wir hatten fast schon die Eingangstür erreicht, als hinter uns die ersten Zurufe laut wurden: „Ein Griffon! Ein Griffon raubt die Gefangenen!“

Ich drehte mich um und sah Diomedes hinter uns herstürmen, in beeindruckendem Tempo. Altgriechische Soldaten waren uns Normalsterblichen in Schnelligkeit weit überlegen.

Alala lehnte sich über meine Schulter und feuerte ihn an: „Papa, lauf schneller! Bleib uns nicht zurück!“

Die Überraschung spielte uns in die Hände. Das unerwartete Auftauchen eines „Griffons“ in Aigai versetzte dessen Bewohner sogleich in Panik, sodass sie eilig vor uns flohen oder sich versteckten.

Dank Kurkins Tempo verging nicht viel Zeit, bis wir die Stadt hinter uns ließen. Das Tor fiel krachend ins Schloss. Anscheinend hatte Kurkin der Dritte den Einwohnern derart Angst eingejagt, dass sie sich spontan entschlossen, ihre

Stadt vor uns abzuriegeln. Die Wachen, die vor dem Tor geblieben waren, liefen laut schreiend davon, als sie uns erblickten: „Griffon! Fürchte göttlicher Vergeltung!“

Kurkin der Dritte rannte, immer noch mit Alala und mir auf seinen Schultern, auf einen kleinen Hain mit Olivenbäumen zu. Mit einem Wechsel aus Sprinten und weiten Sprüngen erreichte er die Bäume, hielt plötzlich an und ging in die Hocke, um uns sanft auf dem Boden abzusetzen. Dabei stützte er uns mit seinen Armen, damit wir nicht stürzten, und begann dann laut zu lachen:

„Na, das war doch mal ein Lauf, was?“

Kurkin beugte sich nach vorn, klopfte sich auf die Knie und wedelte fröhlich mit seinem langen Schwanz. Alala, die ihn voller Bewunderung betrachtete, machte es ihm gleich und klopfte sich ebenfalls auf die Knie – was mich amüsierte.

Plötzlich tauchte Diomedes hinter einem der Bäume auf. Er japste nach Luft, denn er hatte uns offenbar die ganze Zeit zu Fuß verfolgt. Mit einem tiefen Stöhnen ließ er sich flach auf den Boden fallen und streckte die Arme von sich. Mein Lächeln erstarb, und ich eilte zu ihm, um zu helfen. Alala rief: „Papa, was ist denn mit dir?“ und rannte ebenfalls zu ihm. Unerwartet hob er den Kopf, gerötet vom Laufen und vor Aufregung, und richtete seine Worte, voller Scheu und Angst, an Kurkin:

„O du gerechter in deinem Zorn und deiner Milde, Griffon! Gib mir meine Tochter zurück und tu ihr kein Leid an! Straf mich für meine Fehler, aber verschone sie!“

Kurkin starrte Diomedes mit offenem Mund an und kratzte sich kurz am Kopf, wobei er ein Federchen herauszupfte. Auch ich war zunächst sprachlos – dann fiel mir ein, welche Rolle Griffonen in der griechischen Mythologie spielten. Ich wandte mich halb zu Kurkin und versuchte ihm halblaut zu erklären:

„Das ist Alalas Vater, Diomedes. Er hält dich für einen Griffinen, einen Wächter über Schätze, der darüber entscheidet, ob er jemanden bestraft oder beschützt. Laut den Mythen sind Griffonen launische Wesen, deren Entscheidungen stark von ihrer Stimmung abhängen.“

„Und was soll ich jetzt tun?“, flüsterte Kurkin mir zu.

„Sei einfach höflich und versetze ihn nicht in Panik. Versuche dich würdig zu verhalten.“

Alala hatte unseren kurzen Austausch gehört und war in der Zwischenzeit neben ihrem auf dem kalten Boden kauenden Vater in die Hocke gegangen. Sie beugte sich zu seinem Ohr und erklärte ihm:

„Das ist die Sprache der Griffonen, Papa. Der Griffon ist lieb, er ist aus einem Zauberknopf gesprungen.“

Ich trat an Diomedes heran und half ihm auf die Beine.

„Dieser Greif ist mein Freund und wird dir nichts tun. Hab keine Angst“, sagte ich ihm beruhigend.

Kurkin richtete sich eindrucksvoll auf, hob den rechten Arm und lächelte so breit, dass er seine weißen, spitzen Zähne zeigte.

„So in etwa?“, murmelte er leise, ohne die Zähne auseinanderzunehmen.

Ich nickte bloß und bemühte mich, ernst zu bleiben; ein Lachen wäre jetzt absolut unangebracht gewesen.

Diomedes hob vorsichtig seine rechte Hand und brachte ein schiefes Lächeln zustande. Mit seiner linken zog er Alala an sich und hielt sie fest an der Schulter.

„O mächtiger Griffon“, hustete er kurz und wandte sich dann an Kurkin. „Lass mich mit meiner Tochter gehen, und verschone uns.“

Offenbar fiel ihm jeder Satz schwer, da ihn die Angst noch immer lähmte. Kurkin schwieg, da er auf meine Übersetzung wartete.

„Diomedes möchte mit seiner Tochter nach Hause. Das ist wohl das Beste. Und gleich wird es regnen.“ Ich deutete aufs zunehmend bewölkte Himmelszelt. Kurkin folgte meinem Blick und nickte vielsagend.

Diomedes, der von unseren Worten kein einziges verstand, interpretierte das Ganze auf seine Weise: Er glaubte wohl, wir würden die Götter um Rat bitten, denn er warf den Kopf in den Nacken und flehte:

„O ihr Götter, stimmt den Griffonen gnädig! Er ist aus dem Zauberknopf entsprungen! Lasst mich und meine Tochter unseres Weges ziehen!“

Kurkin winkte langsam mit der Hand, und ich sagte zu Diomedes:

„Geh mit deiner Tochter heim. Und bleib unterwegs vorsichtig.“

Alala entwischte rasch dem Griff ihres Vaters, stürmte zu Kurkin und umarmte ihn.

„Das war eine gute Entscheidung, Kakris“, meinte sie zu mir, ehe sie mit Diomedes aufbrach und uns verließ. Wir sahen ihnen nach, und ich grübelte darüber, was Alala wohl mit „guter Entscheidung“ gemeint hatte: Das Auftauchen von Kurkin dem Dritten als „Griffon“ oder die Entscheidung, Vater und Tochter nach Hause gehen zu lassen? Vermutlich beides. Kurkins aufgeregte Stimme riss mich aus meinen Gedanken.

„Kris, was für ein Abenteuer! Das hat uns echt gefehlt, oder?“

„Ja, ist lange her, in eurer Welt“, erwiderte ich, beinahe erst jetzt begreifend, dass mein Freund Kurkin der Dritte – von dem ich nicht mehr zu träumen gewagt hatte, ihn jemals wiederzusehen – tatsächlich bei mir war.

Kurkin spürte wohl den Hauch von Wehmut in meiner Stimme und fragte neugierig:

„Wir hatten also mal Abenteuer, Kris? In unserer Welt? Ich habe so etwas geahnt, dieses Déjà-vu-Gefühl. Erzähl mir davon!“

Vor lauter Vorfreude begann er ungeduldig mit dem Schwanz auf den Boden zu schlagen. Mir selbst stand der Sinn auch danach, ihm von meinen Erlebnissen im Reich der Pteryxe zu berichten, um sie gewissermaßen noch einmal zu durchleben. Doch die ersten Regentropfen verwandelten sich rasch in einen Wolkenbruch, was unsere Pläne vereitelte. Innerhalb weniger Augenblicke waren wir klatschnass. Das

spärliche Laub der Olivenbäume bot uns kaum Schutz vor dem prasselnden Regen, dazu kam ein unangenehm kalter Wind. Mir wurde klar, dass wir dringend ein trockenes Versteck brauchten.

„Wir sollten zurück in die Stadt“, schlug ich vor. „Dort gibt es eine Taverne, eher so eine Art Herberge, wo ich ein Zimmer habe.“

„Hoffentlich sperren sie uns nicht wieder in einen Keller“, wandte Kurkin ein. „Wobei es da wenigstens trocken war“, fügte er belustigt hinzu.

„Nicht in diese Stadt, sondern in die andere, aus der Alala stammt. Sie heißt Pella. Die Städte sind hier ziemlich klein, sie haben nur einen Marktplatz und ein paar Straßen, dazu eine schützende Mauer drumherum.“

Während ich sprach, schlug ich vor Kälte mit den Zähnen aufeinander. Meine klitschnasse Kleidung klebte mir unangenehm am Körper. Kurkin schüttelte sich heftig, wobei er seinen Schwanz weit ausschlug und mich mit Wassertropfen übersprühte.

„Da ist es vorteilhaft, wenn man Federn hat!“, meinte er vergnügt und klopfte mir gönnerhaft auf die Schulter. „Unter denen bleibe ich fast trocken. Bei dir ist alles bloß Haut. Wo ist denn nun diese Stadt, in der Alala lebt?“

Ich zeigte in die Richtung, in der wir Diomedes und Alala vor ein paar Minuten hatten verschwinden sehen. Geschickt bugsierte Kurkin mich auf seine Schultern, spurtete los und setzte von Zeit zu Zeit zu langen Sprüngen an. Schon bald

sahen wir Diomedes mit Alala, die über ein nasses, steiniges Feld hetzten.

„Heeee!“, rief Kurkin. „Wartet auf uns!“

Erschrocken fuhr Diomedes herum, zog sofort sein Schwert und schaute uns voller Furcht und Zorn an. Wir waren ihnen fast auf den Fersen, als ich rief, um den alten Kriegsveteran zu besänftigen:

„Wir wollen auch nach Pella! Da können wir uns unterstellen!“

Ich wollte unbedingt verhindern, dass er einen von uns im Affekt verletzte.

Diomedes zögerte, dann riss sich Alala jedoch los und kam uns entgegen. Kurkin griff sie behutsam mit seinen kräftigen Armen und schob sie zu mir nach oben. Ich hielt sie fest, während sie sich über meine Schulter beugte und rief:

„Papa, lauf schneller! Ich hab Hunger!“

„Wo sollen wir lang?“, fragte Kurkin, etwas langsamer werdend.

„Nimm ein Stück weiter rechts!“, rief ich ihm ins Ohr. Ich war einigermaßen stolz, dass ich mich in der Gegend so gut auskannte. Wir stürmten weiter, und ich war froh, nicht selbst hinter diesem pfeilschnellen Pteryx herjagen zu müssen. Falls Diomedes zurückblieb, würde das nichts machen – er kannte den Weg zu seiner Stadt und würde sich schon nicht verlaufen.

Wir erreichten schließlich das Stadttor, das allerdings verriegelt war. Wasser tropfte in Strömen von Alala und mir herunter, und Kurkin schnaufte nach diesem fordernden Lauf.

Vorsichtig setzte er uns ab und schüttelte sich, sodass aus seinem Gefieder noch mehr Wasser flog. Die Federn auf seinem Kopf klebten ihm an, und an seiner dunklen Schnauze baumelte ein Wassertropfen. Ich empfand ein wenig schlechtes Gewissen, denn ich hatte mich die ganze Zeit nur von ihm tragen lassen.

Alala, auch vollkommen durchnässt, nieste laut. Ich begann, gegen das Tor zu klopfen, doch es blieb verschlossen. Inzwischen war Diomedes herangekommen und schlug mit der Faust kräftig gegen die schwere Holztür.

„Macht auf!“, rief er mit donnernder Stimme. „Hier sind wir, Alala und ich. Das Mädchen ist klitschnass! Und wehe, wenn ich denjenigen erwische, der nicht aufmacht!“

Ich wusste nicht, ob die Wachen hinter dem Tor sich von dem Hinweis auf Alala oder von Diomedes' Drohung überzeugen ließen. Jedenfalls fanden wir uns kurz darauf innerhalb der Stadtmauer wieder. Diomedes hob Alala auf, warf den beiden verdutzten Wachleuten einen zornigen Blick zu und lief davon, ohne sich zu verabschieden. Ich hoffte, er würde von nun an besser auf seine Tochter achtgeben – was bei ihrer Abenteuerlust sicherlich nicht einfach war. Aber immerhin war Alala nun in Sicherheit bei ihm.

„Jetzt komm mit, Kurkin!“, forderte ich ihn auf, und wir hasteten durch die mir bereits bekannten Straßen in Richtung der Taverne. Merkwürdigerweise fühlte ich mich – obwohl durchgefroren, müde und hungrig – glücklicher denn je, denn neben mir stapfte mein Freund Kurkin der Dritte.

Wir erreichten die Taverne in recht kurzer Zeit und konnten ungehindert eintreten. Uns empfing sofort eine angenehme Wärme, die von einem großen gemauerten Ofen an einer der Wände ausging. An einem der großen Holztische lag immer noch ein Verwundeter, straff verbunden von Kopf bis Fuß. Aus den Verbänden lugten zwei dunkle Augen heraus, die sich vor Schreck weiteten. Er gab unverständliche Laute von sich, vermutlich wollte er „Griffon! Griffon!“ rufen, als er Kurkin sah.

Hinter der Theke tauchte die massige Gestalt von Kreon, dem Tavernenwirt, auf. Er kam auf uns zu und hielt dabei drohend einen eisernen Speiß vor sich. Ich fragte mich kurz, woher er den wohl hatte, sagte aber stattdessen nur:

„Wo sind die anderen Verletzten?“

„Bei sich zu Hause!“, erwiderte er barsch. „Und ihr solltet besser auch verschwinden! Wer weiß, was ich von euch noch zu erwarten habe!“

Er stieß einen leisen Pfiff aus, woraufhin mehrere Personen an den Tischen aufstanden und uns einkreisten, ihre Waffen kampfbereit nach vorn gestreckt. Man sah ihnen an, dass sie Angst hatten, aber sie machten sich gegenseitig Mut:

„Ein Griffon, ja? Den zeigen wir's!“

Kurkin der Dritte, der die Sprache der alten Griechen nicht verstand, beobachtete sie mit Neugier. Offenbar hielt er dieses Gebaren für eine besondere Art der Begrüßung. Plötzlich musste er laut niesen, schloss dabei die Augen und schüttelte sich einmal kräftig durch – erst mit dem Kopf, dann

dem ganzen Körper und zuletzt mit seinem breiten, muskulösen Schwanz. Dabei schleuderte er reichlich Wasser aus seinem Federkleid in alle Richtungen. Gleichzeitig wischte sein Schwanz die Griechen, die sich zu unseren Seiten positioniert hatten, regelrecht von den Füßen, sodass sie bäuchlings zu Boden fielen, ihre Schwerter losließen und sich schützend die Arme über den Kopf hielten.

Ich nutzte den Augenblick und wandte mich an Kreon:

„Mein Freund, der Griffon, ist erzürnt, Kreon. Bring uns lieber etwas zu essen und zu trinken in mein Zimmer oben. Ach ja, und ein paar Tücher, damit wir uns abtrocknen können.“

Kreon ließ den Eisenspieß aus der Hand fallen und verbeugte sich eilig, während er rückwärts an die Theke ging. Dabei stammelte er:

„Natürlich, bringe ich gleich. Auch für deinen Griffonenfreund!“

Ich wollte keine Zeit verlieren, packte Kurkin am Arm und zog ihn mit mir die Treppe hinauf in mein Zimmer. Dort war es zwar recht kühl, aber wenigstens trocken. Kurkin blieb in der Mitte des Raumes stehen und schaute auf seine durchnässte Tunika. Schon klopfte es vorsichtig an der Tür. Als ich öffnete, stand Kreon mit einem großen Tablett voller Essen und einem Krug Wasser davor. Über seine Schulter hingen ein paar Tücher. Schnell nahm ich ihm das Tablett ab und schnappte mir die Tücher. Ehe ich die Tür schloss, sagte ich zu ihm:

„Störe uns nicht weiter, Kreon! Wir halten einen Kriegsrat. Ich rufe dich, wenn ich etwas brauche.“

Ich legte die Stirn in tiefe Falten, um möglichst bedrohlich zu wirken – eigentlich wollte ich aber nur in Ruhe Zeit mit meinem Freund Kurkin verbringen. Er hatte bestimmt tausend Fragen. Kreon verzog sich hastig und polterte die Treppe hinunter.

Wir trockneten uns ab, stärkten uns mit dem, was Kreon gebracht hatte, und ließen uns dann bequem auf dem Bett nieder. Ich verfiel in Erinnerungen, während ich Kurkin alles erzählte, was mir in der Welt der Pteryxe passiert war. Außerdem berichtete ich ihm von seinem Vater, Kurkin dem Zweiten, den der Anführer der Hilarten, Krabun, gefangen hielt.

„Mein Vater kam zu uns!“, verkündete Kurkin Dritter freudig. „Er hatte plötzlich einen ganz lebhaften Traum von mir und ist daraufhin von den Hilarten geflohen! War wohl auch so eine Art Déjà-vu!“

Diese Neuigkeit machte mich sehr glücklich. Eine Weile saßen wir schweigend da, und irgendwann schlief ich ein, ohne es zu merken. Kurkins Stimme weckte mich, während er mich am Arm rüttelte:

„Kris, wach auf! Unten im Schankraum ist ein ziemlicher Lärm, klingt nach vielen Leuten. Und vor unserer Tür höre ich Stimmen.“

Schlaftrunken richtete ich mich auf und rieb mir die Augen. Tatsächlich war da ein Lautes Gemurmel aus dem Tavernenraum zu vernehmen und ein Kratzen an unserer Tür. Ich ging hinüber und riss sie auf. Dahinter stand Kreon,

der sich an mir vorbeugte, um einen Blick ins Zimmer zu erhaschen. Sobald er Kurkin erblickte, fuhr er erschrocken zurück und rammte beinahe den Griechen hinter sich, der mich mit ängstlichem Interesse musterte.

„Da ist Jorgos mit seinem Trupp, auch so eine Art Kriegsrat. Sie warten auf euch!“, stieß er hastig hervor und hastete wieder die Treppe hinunter.

Er schien mir auf einmal so verunsichert, ganz anders als sein sonst so überhebliches Auftreten vermuten ließ. Aber die Begegnung mit einem Griffon, diesem unberechenbaren Hortwächter aus den Mythen, hatte ihn offenbar völlig aus dem Konzept gebracht.

Ich wandte mich an Kurkin, um ihm zu erklären, worum es ging:

„Unten sind die Griechen mit ihrem Anführer Jorgos versammelt. Sie warten auf uns beide. Lass uns hören, was sie wollen – vielleicht ist auch Diomedes da. Ich muss mit ihm reden.“

Ich seufzte, als ich an meinen eigentlichen Auftrag dachte. Ich kam bei meiner Suche nach den Ohrringen „Augen des Schicksals“ kein bisschen voran.

Kurkin legte mir gut gelaunt die Hand auf die Schulter und grinste breit:

„Keine Sorge, ich gebe mich würdig, und dann sehen wir weiter!“

In der Tat – wieso sollte ich mir jetzt Sorgen machen? Selbst wenn ich diese Ohrringe nicht finde, war diese Reise

bereits ein Erfolg. Allein schon die Begegnung mit Kurkin war unbezahlbar.

Wir traten die Treppe hinab in den Schankraum, und der Lärm verstummte sofort, als hätte jemand einen Schalter umgelegt. Einige der Anwesenden warfen sich flach auf den Boden und streckten die Arme nach vorn. In der Mitte des Raumes stand Jorgos, der offensichtlich versuchte, Haltung zu bewahren, dabei aber ziemlich verunsichert wirkte. Sein Blick war vor Neugier und Furcht geweitet, seine Lippen bebten, als wolle er etwas sagen, doch es kam nur ein unverständliches „wo... ja, also ich bin auch da“ heraus. Hinter ihm lugte Kreon, der Tavernenwirt, vorsichtig über seine Schulter.

Kurkin lächelte verlegen und kratzte sich am Kopf. Dann besann er sich offenbar darauf, dass er eine würdige Rolle zu spielen hatte, richtete sich auf, verschränkte die Arme vor der Brust und wickelte seinen breiten Schwanz um die Beine. Da Kurkin kein Altgriechisch sprach, beschloss ich, für ihn zu sprechen. Ich hob zum Gruß die rechte Hand und sagte: „Seid begrüßt, edle Einwohner von Pella!“

Kurkin sah mich seitwärts an und hob nun ebenfalls die rechte Hand. Dann beugte er sich zu mir herüber und flüsterte:

„Sag ihnen, sie sollen aufstehen und mich nicht fürchten. Das ist mir nämlich unbehaglich.“

Ich räusperte mich und verkündete mit fester Stimme:

„Steht auf und fürchtet euch nicht! Der Griffon wird euch nichts Böses tun.“

Jorgos fasste ein wenig Mut und wandte sich an seine Gefährten:

„Na los, steht auf, macht schon!“

Kurkin und ich warteten ab, wie sich die kräftigen, bärtigen Männer langsam wieder aufrichteten, sichtlich ängstlich und darauf bedacht, uns nicht direkt in die Augen zu sehen.

„Was machen wir jetzt?“, wisperte Kurkin mir zu.

„Am besten verschränken wir weiter die Arme und schauen, was sie uns zu sagen haben“, schlug ich vor.

Also nahmen wir eine möglichst würdevolle Haltung ein und verschränkten die Arme vor der Brust. Ich ließ meinen Blick zu Jorgos wandern und nickte ihm bedeutungsvoll zu, wie um ihn zum Sprechen zu ermutigen.

Jorgos räusperte sich. Leise begann er zu reden, sichtlich aufgeregt. Ich flüsterte Kurkin zu: „Das ist Jorgos, ihr Anführer.“

Normalerweise sprach Jorgos lauter, doch jetzt war seine Stimme vor Anspannung gedämpft. In der fast unheimlichen Stille der Taverne konnte ihn trotzdem jeder hören.

„O du vom Himmel gesandter Hüter der Schätze, Griffon, der du aus dem Zauberknopf gesprungen bist! Dein Erscheinen ist kein Zufall. Erst schicktest du uns deinen Boten Hermes, wie er sich auch nennen mag...“

Er warf mir einen tadelnden Blick zu, als wolle er mir vorwerfen, ich hätte sie getäuscht, indem ich meine wahre Identität verschleiert hätte. Dann fuhr er fort:

„Kreon berichtete uns, dass du, Griffon, bereits einen Kriegsrat gegen uns Sterbliche gehalten hast. Wir sind keine Feinde und teilen unsere Beute gern mit dir.“

Er verstummte und wartete offenbar auf unsere Antwort. Mir gefiel das Angebot außerordentlich, denn so hätte ich Gelegenheit, mir die aus Babylon heimgebrachten Schätze genauer anzusehen – vielleicht würde ich dabei die Ohrringe „Augen des Schicksals“ finden. Dann müsste ich Diomedes nicht mehr befragen und lange Listen von Veteranen erstellen oder in Erfahrung bringen, wer welche Nachkommen hatte.

Ich hauchte Kurkin zu: „Nick kurz und sag mir irgendwas ins Ohr.“

Pflichtbewusst neigte er den Kopf zu mir. „Mache ich das mit dem Griffin gut? Passt alles?“, flüsterte er.

„Der Griffon möchte wissen, ob eure Schätze alle an einem Ort lagern oder bereits unter euch Veteranen aufgeteilt sind!“, verkündete ich streng. „Sonst müsste er euch alle einzeln besuchen.“

Ein unruhiges Gemurmel ging durch die Menge. Offenbar missfiel ihnen der Gedanke, den Griffon bei sich zu Haus empfangen zu müssen. Mehrere Stimmen riefen durcheinander:

„Wir haben alles Jorgos zurückgegeben! Heute früh! Frag ihn! Er weiß Bescheid!“

„Sieh Jorgos streng an“, flüsterte ich Kurkin zu. Er versuchte, die Stirn zu runzeln, was aus irgendeinem Grund dazu führte, dass sich die Federn auf seinem Kopf und an

seiner Stirn bewegten, und starrte Jorgos an. Der wiederum rief ängstlich: „Wir geben dir die Hälfte, Griffon!“

Kreon, der hinter ihm stand, stieß ihn in den Rücken und raunte ihm etwas Verärgertes zu.

„Äh, ich meine ein Drittel, wie es sich gehört!“, korrigierte sich Jorgos eilig.

„Tun wir so, als würden wir nachdenken“, schlug ich leise vor.

Kurkin ließ seinen breiten Schwanz einmal kraftvoll durch die Luft sausen, was erschrockene Ausrufe hervorrief, und senkte die Lider über seine kugelrunden schwarzen Augen. Ich schloss ebenfalls ein wenig die Augen, als wäre ich in tiefe Überlegungen versunken. Ein Drittel der Beute war wenig – die Wahrscheinlichkeit, ausgerechnet dort die gesuchten Ohrringe „Augen des Schicksals“ zu finden, blieb gering. Hinzu kam die Frage, ob sich die Ohrringe überhaupt hier in Pella befanden oder womöglich bei den Veteranen aus Aigai. Aber wir würden es wohl „situationsbedingt“ angehen müssen.

Leise wandte ich mich an Kurkin:

„Sie bieten uns also ein Drittel der kostbaren Schätze an. Schlag einmal wütend mit dem Schwanz und schüttle den Kopf.“

Prompt knallte sein Schwanz laut auf den Boden, dann wirbelte er ihn herum, sprang in die Höhe und riss mehrfach den Kopf hin und her, wobei er die Lippen missbilligend zusammenpresste. Ein Raunen ging durch die Anwesenden, manche sanken erneut auf die Knie. Plötzlich drängte sich

ein junger Grieche vor, in den Händen eine Wachstafel und ein Stück Kohle. Er trat ziemlich nahe an uns heran und betrachtete Kurkin den Dritten mit leuchtenden Augen.

„Agapitos!“, wisperte jemand warnend. „Was tust du da? Das ist riskant!“

„Ich zeichne den Griffon nach der Natur! Welch ein Glücksfall!“, entgegnete Agapitos und fuhr flink mit dem Kohlestift über seine Tafel. Kurkin und ich hielten in unseren Bewegungen inne. Ich nutzte den Moment und rief Jorgos zornig zu: „Wo sind die Schätze? Führt uns hin!“

Ich packte Kurkins Hand und zog ihn in Richtung Ausgang der Taverne. Als wir an Jorgos vorbeiliefen, klopfte ich ihm beiläufig auf die Schulter:

„Geh voran und zeig uns den Weg.“

Bis gestern hätte ich mich nicht getraut, Jorgos auch nur anzufassen. Aber seit ich in seiner Vorstellung zu einem Hermes geworden war und einen furchteinflößenden Griffon an meiner Seite hatte, fühlte ich mich ziemlich mutig.

Jorgos lief voraus und blickte sich dabei immer wieder ängstlich um.

„Ist nicht weit“, sagte er hastig. „Bei mir zu Hause.“

Offenbar traute sich sonst niemand, uns zu folgen. Man wollte sich wohl lieber von dem beängstigenden Griffonen fernhalten. Nur der Zeichner Agapitos und Diomedes schlossen sich unserer kleinen Gruppe an. Ich joggte mit einem gewissen Vergnügen durch die engen Gassen, was mich an meine Zeit im Reich der flinken Pteryxe erinnerte.

Seitlich warf ich einen Blick auf Kurkin, dem die ganze Situation sichtlich Spaß machte.

Schon nach kurzer Zeit stoppten wir vor einem zweistöckigen Haus, dessen weißer Putz von einem Katapulttreffer am Vortag nur leicht beschädigt worden war. Das benachbarte Gebäude hingegen war beinahe komplett zerstört.

Jorgos schien froh, dass Diomedes mit uns gekommen war. Allein mit einem unberechenbaren Griffonen und seinem seltsamen Begleiter wollte er offensichtlich lieber nicht sein. Indes stand Agapitos unverdrossen in unserer Nähe und zeichnete weiter Kurkins Umriss, während ich unauffällig nach Alala Ausschau hielt. Doch sie war weit und breit nicht zu sehen. Dafür starrte uns eine kleine Schar Neugieriger aus sicherer Distanz an.

Zögernd blieb Jorgos vor der Haustür stehen, wo eine schwere Tierhaut den Eingang ersetzte. Diomedes legte ihm aufmunternd eine Hand auf die Schulter. Da ich es eilig hatte, die hier verwahrten Schätze in Augenschein zu nehmen (in der Hoffnung, die Ohringe zu finden), drängte ich Jorgos: „Auf, führ uns rein!“

Schließlich traten wir ins Haus. Wir befanden uns in einem geräumigen, fensterlosen Bereich mit einem großen hölzernen Tisch in der Mitte und Bänken dazu. Eine Tür führte in einen Innenhof mit Olivenbäumen am Rand und einem mit Steinen eingefassten Brunnen in der Mitte. Rechts befand sich ein Stall, aus dem wir Pferdewiehern hörten. Aus

dem gegenüberliegenden Türrahmen lugte kurz ein Frauenkopf hervor, verschwand aber sofort.

Jorgos führte uns in Richtung Stall. Durch die offene Tür fiel zwar etwas Licht herein, doch war es eher dämmrig, und meine Augen brauchten etwas, um sich an die Halbdunkelheit zu gewöhnen. Dort standen zwei bewaffnete Veteranen am Eingang zum Pferdestall, wo ein nervöser schwarzer Hengst scharrte.

„Was für ein prächtiger Gaul!“, flüsterte Kurkin bewundernd und streckte vorsichtig die Hand aus.

„Vorsicht, Griffon!“, warnte Jorgos besorgt. „Er lässt normalerweise nur mich an sich heran.“

Noch bevor Jorgos den Satz beendet hatte, senkte das Pferd vertrauensvoll den Kopf auf Kurkins Schulter und ließ sich genügsam von ihm hinter dem Ohr kraulen. Agapitos, der uns gefolgt war, kitzelte nur noch hingebungsvoller an seiner Tafel. Jorgos hingegen wagte nicht, an Kurkin vorbeizugehen, sondern zeigte nur zögernd auf eine große Truhe hinter dem Pferd.

„Nimm dir dein Drittel, Griffon“, sagte er, „und kehre dann in die Welt der Unsterblichen zurück.“

Kurkin betrat die Box, packte die schwere Holztruhe und schleppte sie in den Innenhof, während die beiden Wächter vor Staunen erstarrten und sich dann schnell in eine dunkle Ecke des Stalls zurückzogen. Selbst ich war kurz verblüfft über Kurkins körperliche Stärke, doch mir fiel wieder ein, mit welcher Leichtigkeit er mich stets auf seine Schultern wuchtete.

Im Tageslicht erkannte ich im Inneren der Truhe schweres Gold- und Silbergeschirr, aufwendig verzierte Schalen und Ketten mit Anhängern. Mir wurde beim Anblick all dieser Kostbarkeiten bewusst, wie lange es dauern würde, darunter die gesuchten Ohrringe auszumachen. Kurkin kratzte sich nachdenklich am Hinterkopf, und Jorgos deutete unsere Unentschlossenheit offenbar falsch.

„Dann nimm halt die Hälfte, Griffon, wenn dir ein Drittel nicht reicht!“, platzte er heraus. Er wollte uns ganz offensichtlich rasch loswerden.

In diesem Augenblick tauchte einer von Jorgos' Soldaten auf. Er blieb in sicherem Abstand bei einem der Olivenbäume stehen und winkte aufgeregt:

„Makednos hat einen Boten geschickt, es ist Linos! Er will Frieden!“

Bei der Erwähnung von Linos war ich sofort alarmiert. Dieser gerissene Kerl führte bestimmt nichts Gutes im Schilde. Er hatte seine Leute schon einmal verraten – warum sollte er sie nicht erneut hintergehen?

„Sei vorsichtig, Jorgos“, riet ich ihm. „Man kann Linos nicht trauen.“

Jorgos nickte, als stimme er mir zu.

„Aber wir sollten uns wenigstens anhören, was er zu sagen hat“, meinte er, während er mich aufmerksam musterte. „Vergiss nicht, Hermes, wir haben dir großzügig Gastrecht gewährt. Bei Makednos hast du im Keller gesessen.“

Natürlich verstand ich, worauf Jorgos hinauswollte: Er wollte sichergehen, dass wir – der Griffon Kurkin und ich – auf seiner Seite stünden. Ich nickte nur stumm, ohne ihm jedoch zu erklären, dass mir dieser Konflikt zwischen den Veteranen aus Alexanders Heer ganz und gar nicht behagte.

Jorgos wandte sich an den Soldaten, der gerade die Nachricht über Linos' Eintreffen als Unterhändler überbracht hatte. Mit leiser Stimme sprach er auf ihn ein, während der andere ab und zu nickte und kurze Bemerkungen einwarf. Offensichtlich schmiedeten sie einen Plan. Ich wollte eigentlich näher herantreten, um zu hören, worüber sie sprachen, als Kurkin sich zu mir gesellte. Er hatte bis eben am Stall bei Jorgos' schwarzem Hengst gestanden und strahlte regelrecht vor Begeisterung, während er dessen glänzende Mähne streichelte.

„He, Kris, frag ihn doch bitte, ob ich auf diesem Pferd reiten darf! Ich bin doch ... äh ... wie heißt's noch? Grafon? Greifon? Ach ja, ich meine, ein Griffon. Vielleicht gewährt er mir die Gunst?“, fragte er mit leuchtenden Augen und legte mir die Hand auf die Schulter. „Dieses Pferd ist prächtig! Es kann doch nicht ewig hier angebunden stehen – es muss sich bewegen!“, überredete er mich eifrig, als hinge die Entscheidung von mir ab. Ich zögerte kurz. In dieser durchaus „kriegerischen“ Situation erschien ein Ausritt vielleicht nicht sonderlich sicher. Andererseits wollte ich Kurkin gern einen Gefallen tun und auf diese Weise etwas für all seine Gastfreundschaft in der Pteryx-Welt zurückgeben. Kurz entschlossen ging ich zu Jorgos, der immer noch mit

seinem Soldaten diskutierte. Der Letztere wagte nicht, sich uns zu nähern, nachdem er Kurkin gesehen hatte. Als wir beide näherkamen, zuckte er instinktiv zusammen und hob die Arme vors Gesicht, offensichtlich in der Furcht, der Griffon könnte ihn packen.

„Nein, nein, bitte, Griffon, nimm mich nicht mit! Warum lächelt er so?“ rief der Mann ängstlich zu Jorgos, der selbst ebenfalls wie versteinert wirkte und unserer Entscheidung nicht recht zu trauen schien. Man sah ihm an, wie sehr er sich mühte, Würde zu bewahren. Er richtete sich auf und vermied es, uns anzublicken. Ich musste bei diesem Anblick unwillkürlich grinsen – es wirkte fast komisch, wie ein gestandener Krieger, gestählt durch zahllose Schlachten, sich jetzt so verunsichert zeigte. Mir war bislang nicht klar gewesen, wie sehr die alten Griechen an ihre selbst erfundenen Fabelwesen glaubten.

„Der Griffon möchte auf deinem Pferd reiten, Jorgos!“, verkündete ich möglichst ernst und streng.

„Mein Meteor lässt niemanden außer mir an sich heran“, erwiderte Jorgos und klang empört. „Reichen euch die Schätze, die wir euch gaben, denn nicht?“

Leise erklärte ich Kurkin: „Sein Pferd heißt ‚Meteor‘. Und rei dich bitte zusammen, hör auf zu lächeln – bleib ernst.“

Kurkins Miene wurde sofort strenger, er verengte seine runden, schwarzen Augen, verschränkte die muskulösen Arme mit den langen, dunklen Krallen vor der Brust und begann erneut mit dem Schwanz zu klopfen.

„Mein Griffon ist bereit, auf den größten Teil der ihm angebotenen Kostbarkeiten zu verzichten“, sagte ich an Jorgos gewandt. „Als Ausgleich bittet er jedoch darum, vorübergehend deinen Meteor reiten zu dürfen.“ Dann trat ich näher und fügte halblaut hinzu:

„Verärgere den Griffon nicht, Jorgos. Für die Folgen würde ich nicht garantieren.“

Eine Weile schwieg Jorgos, dann fragte er:

„Stimmt es denn, dass der Griffon einzig und allein wegen der kleinen Alala hier aufgetaucht ist, nur um sie zu retten?“

Ich wusste nicht recht, warum er das wissen wollte. Da die Befreiung des Kindes aus feindlicher Hand aber durchaus ein ehrenvolles Motiv war, bejahte ich das rasch, um ihm den Eindruck zu vermitteln, die Götter hätten hier vielleicht ein gutes Werk vollbracht.

„Die Götter sind Alala gewogen und beschützen sie hier“, sagte ich. „Und natürlich auch alle ehrenwerten Bürger von Pella.“

Offenbar kam das bei Jorgos genau richtig an. Er wandte sich feierlich an Kurkin und sprach:

„Gerade in diesen Zeiten tut uns göttliche Unterstützung gut. Also gut, ich erlaube dir, Griffon, mein Pferd zu reiten. Behandle es mit Sorgfalt!“

Kurkin, der unseren Wortwechsel nur am Tonfall erkennen konnte, neigte den Kopf schräg.

„Er hat eingewilligt, Kurkin – nun nick mal mit dem Schwanz und verbeug dich ein wenig“, übersetzte ich.

Prompt ließ Kurkin seinen Schwanz auf und ab schwingen und zog Jorgos in eine feste Umarmung, drückte ihn an die Brust.

„Danke, Freund ... äh, Jorgos!“, rief er glücklich aus und stürmte sofort zum Stall, wo Meteor wartete. Ich freute mich mit ihm, denn ich wusste, wie sehr er Tiere liebte.

Jorgos, der sich von dieser überschwänglichen Geste wohl erst erholen musste, sagte mir dann, sichtlich erleichtert und voller Eifer:

„Wir planen, Makednos in eine Falle zu locken und seine Anhänger zu überrumpeln. Eure Anwesenheit und wohlwollende Unterstützung könnten uns dabei sehr nützlich sein. Kannst du, Hermes – der Begleiter des Greifs –, ihn bitten, uns vor den Stadttoren zu begleiten, wenn wir Makednos treffen?“

„Ihr wollt also einen Hinterhalt legen? Und wenn sie das Gleiche vorhaben?“ gab ich zu bedenken. „In deiner Lage würde ich mir Zeit verschaffen und nichts überstürzen.“

Jorgos richtete sich auf, um entschlossen zu wirken, und erwiderte:

„Wir, die Söhne Hellas', warten nicht, während unser Feind wachsam bleibt. Makednos plant garantiert seinen nächsten Zug.“

Insgeheim war ich alles andere als begeistert. Mir reichten die Kriegswirren schon jetzt. Ich hätte lieber mit Kurkin einen Ausritt auf Meteor unternommen und mich aus diesen Machtkämpfen um Reichtümer und Einfluss herausgehalten. Aber ich wollte auch nicht die Beziehung zu Jorgos

gefährden. Es war mir lieber, er wäre mir wohlgesinnt, da ich schließlich noch immer diese grünen Ohrringe suchte.

Schweren Herzens sagte ich also:

„Gut, ich rede mit dem Griffonen. Hoffentlich hast du einen guten Plan gegen Makednos. Ich will nicht, dass wir uns unnötig in Gefahr begeben.“

„Keine Sorge, Hermes, mit dem Griffonen an unserer Seite wird der hochmütige Makednos bald merken, wer in Pella das Sagen hat!“, meinte Jorgos triumphierend.

Ich spürte wenig davon, mich auf diese Sache zu freuen. Ungern ließ ich mich erneut in diesen Konflikt zweier machthungriger Veteranen von Alexanders Feldzügen hineinziehen. Aber vielleicht zahlte sich meine Nachgiebigkeit am Ende aus und erleichterte die Suche nach den Ohrringen, wegen derer ich überhaupt in diese Zeit gereist war.

Ich wandte mich um und machte mich auf den Weg zu Kurkin, der im Stall neben dem schwarzen Hengst Meteor stand. Da tauchte Agapitos auf, kramte eilig eine neue Zeichentafel aus seinem an den Gürtel geschnallten Beutel hervor. Ich schritt an der im Innenhof stehenden Schatztruhe vorbei, die von zwei bewaffneten Männern bewacht wurde, und dachte daran, Jorgos bald zu bitten, jemand solle das Ganze Stück für Stück durchgehen auf der Suche nach den „Augen des Schicksals“. Nun, da wir ein gewisses Einvernehmen hergestellt hatten, würde das hoffentlich kein großes Problem sein. Getröstet von dieser Aussicht ging ich beschwingter weiter Richtung Stall. Dort wirkte Kurkin

unschlüssig. Er hielt ein schweres Tuch oder eine Art Teppich in den Händen, mit silbernen Applikationen an den Rändern. „Sie haben keine Sättel, Kris, nur diese Decke mit Riemen. Hilf mir doch bitte, sie festzumachen! Und streichel ihm kurz den Hals, hab keine Angst.“

Ich trat unsicher von einem Fuß auf den anderen und wagte es kaum, näher an das Pferd heranzutreten. Das letzte Mal, dass ich in Berührung mit einem Pferd kam, war ich acht Jahre alt – und damals handelte es sich um ein kleines Pony. Jetzt jedoch stand vor mir ein großer Hengst, der ungeduldig mit den Hufen scharrte. Außerdem hatte Jorgos erwähnt, dass dieser Meteor einen eigensinnigen Charakter besaß und niemanden außer seinem Herrn an sich heranließ. Kurkin hingegen war da eine andere Sache: Er hatte ein besonderes Gespür für Tiere. Schließlich nahm ich all meinen Mut zusammen, schloss kurz die Augen und streichelte leicht über das raue Fell. Kurkin lachte laut auf.

„Ich komme schon zurecht, Kris. Weißt du, ich habe mehr Erfahrung, also alles gut. Bleib einfach in meiner Nähe“, sagte er fröhlich.

Ich atmete erleichtert auf. Mir war es ohnehin lieber, nur hinter ihm auf dem Pferd zu sitzen – er machte auf mich den Eindruck eines recht geübten Reiters.

Einen Schritt zurücktretend, beobachtete ich, wie Kurkin flink die Decke mit breiten Lederriemen am Bauch des Pferdes befestigte.

„Ah, gleich machen wir einen Ausritt und erkunden die Gegend!“ rief er begeistert, während er Meteor auf den Rücken klopfte. „Das wird dir gefallen!“

„Na ja...“, meinte ich etwas zögernd. „Jorgos will, dass wir ihn zur Unterredung mit Linos begleiten, dem Abgesandten von Makednos.“ Dann fügte ich hastig hinzu, da Kurkins Freude darüber sichtlich schwand: „Aber wir haben ja die Erlaubnis, mit dem Pferd loszureiten.“

„Dann ist's wohl besser, wir sagen nicht Nein“, seufzte Kurkin und schwang sich in einem Satz in den Sattel, wobei sein breiter Schwanz seitlich herabhing. „Gehen wir's erst mal langsam an. So kann ich mich mit Meteor anfreunden.“

Er reichte mir die Hand und half mir, hinter ihm auf den Pferderücken zu klettern. Gemeinsam ritten wir aus dem Stall, querten den Innenhof und kamen auf Jorgos zu, der uns argwöhnisch musterte. Ich konnte spüren, wie sehr er sich am liebsten sein Pferd zurückholen wollte – Kurkin entging das wohl auch nicht. Also schenkte er Jorgos ein möglichst freundliches Lächeln.

„Makednos erwartet uns auf freiem Feld, ungefähr auf halber Strecke Richtung Aigai“, verkündete Jorgos in ernstem Ton und schielte dabei missmutig zu Kurkin hin. Offenbar war sein Neid auf unseren „Griffon“ stärker als seine Furcht.

„Und wo ist Linos?“, erkundigte ich mich beunruhigt. „Wir sollten ihn nicht aus den Augen lassen. Er ist listig und gefährlich.“

„Glaubst du etwa, ich durchschau das nicht?“, fragte Jorgos beleidigt. „Linos hat seine Botschaft bei den Wachen am Stadttor überbracht und sich gleich wieder verzogen.“

„Wann ist das Treffen angesetzt?“

„Wir brechen sofort auf. Meine Leute sind schon informiert. Wir sammeln uns auf dem Marktplatz“, erklärte er.

Ich staunte nicht schlecht über Jorgos' rasches Vorgehen. Seit dem Auftauchen des Soldaten, der von Linos' Friedensangebot berichtet hatte, war wirklich kaum Zeit vergangen. Offenbar sorgten in Pella noch Füße und laute Rufe für schnelleren Informationsaustausch als alle unsere modernen Geräte.

Ich beugte mich vor und flüsterte Kurkin ins Ohr, was Jorgos gesagt hatte:

„Wir reiten jetzt los, um Makednos zu treffen. Alle versammeln sich gleich auf dem Marktplatz – wir sollen Jorgos folgen.“

„Schade, dass ich meine Federn nicht ordnen konnte“, murrte Kurkin. „Da werden sicher viele Leute auf mich schauen!“

„Ach, mach dir keine Sorgen. In ihren Augen bist du der wahre Griffon, das reicht völlig“, versuchte ich ihn aufzumuntern und mir ein Schmunzeln zu verkneifen.

Kurkin richtete sich gerade auf und nickte Jorgos huldvoll zu, wobei er die Nase in die Höhe reckte.

„Wie kommen wir raus?“, fragte er mich leise. „Durch die Tür passt das Pferd nicht so einfach.“

„Ich schätze, wir müssen durch den Stall“, erwiderte ich ebenso leise.

Fast als Antwort darauf bewegte sich Jorgos in Richtung des Stalls, und seine Getreuen folgten. Rasch schwang er sich auf die braune Stute, die neben Meteor in der Stallung stand, setzte sich fest in den Sattel, und unsere Prozession setzte sich in Bewegung. Auch der Zeichner Agapitos ließ sich nicht abschütteln. Sein Dabeisein wirkte auf alle ganz selbstverständlich, niemand außer mir nahm von ihm Notiz. „Er ist wohl wie ein Prototyp unserer heutigen Journalisten“, dachte ich, „die jede brandaktuelle Neuigkeit in Wort und Bild festhalten.“

Meine Vermutung traf zu: Für Reiter gab es einen eigenen Ausgang aus dem Stall, der in eine schmale Gasse mündete – zwischen den rückseitigen Mauern der Häuser. Gerade eben breit genug, dass man nur in einer Linie hintereinander hergehen konnte. Jorgos ritt voraus, begleitet von seinen Leibwächter, wir mit Kurkin und Meteor folgten, und Diomedes und Agapitos hielten Anschluss. Ich wunderte mich darüber, dass ich Agapithos zuvor nicht bemerkt hatte. Wahrscheinlich war er damit beschäftigt, bedeutendere Ereignisse zu zeichnen als mich. Es stimmte mich sogar ein wenig traurig, denn mein plötzliches Erscheinen hier war doch immerhin ein außergewöhnliches Ereignis, oder? Ich verdrängte das ungute Gefühl und konzentrierte mich auf die neue Situation. Ich wollte auf keinen Fall, dass Kurkin meiner wegen in Gefahr geriet. Falls es wirklich brenzlich würde, wollte ich sofort meine Brosche mit dem

Kommunikator bereithalten, um den Zeittunnel zu öffnen, über den Doktor Kurio sicherlich versuchte, Kurkin zurückzuholen.

Unsere kleine Prozession bog auf eine breitere Straße ein, die zum Marktplatz führte. Dort hatte sich schon eine Menge Menschen versammelt. Sie riefen laut „Freue dich, Griffon, freue dich!“ und winkten uns zu. Zahlreiche Frauen mit Kindern hüpfen freudig auf und ab und schrien in die Menge: „Freue dich, freue dich!“

„Was schreien sie? Was heißt ‚Chaíre, Gríphos‘?“, fragte Kurkin mit einem lächelnden Nicken in die Runde. Er wirkte offensichtlich zufrieden, derart im Mittelpunkt zu stehen.

„Das heißt ‚Freue dich, Griffon!‘ Es ist eine gebräuchliche altgriechische Begrüßung – wobei ihnen nicht bewusst ist, dass sie die ‚alten‘ Griechen sind“, gab ich scherzhaft zurück. Kurkin wollte offenbar höflich sein, hob die Hand und rief ebenfalls ein paarmal „Chaíre, chaíre!“, was lautes Klatschen und Jubeln auslöste. Jorgos, der vor uns ritt, drehte sich um und funkelte uns unwillig an. Offenbar ärgerte er sich, dass dem Griffon mehr Aufmerksamkeit zuteil wurde als ihm selbst. Er hob den Arm und rief laut:

„Hört mich an, Bewohner von Pella!“

Doch sein Ruf ging im allgemeinen Lärm erst einmal unter. Die am Straßenrand postierten Soldaten versuchten, mit Zurufen die Menge zur Ruhe zu bringen. Allmählich klappte das, und Jorgos erhob wieder die Stimme:

„Die Götter stehen uns bei, indem sie uns den furchterregenden Griffonen und seinen Begleiter Hermes gesandt haben! Dieser feige Makednos hat uns durch den Verräter Linos ausrichten lassen, er wünsche Frieden. Aber wir werden uns nicht auf seine Worte verlassen. Er wird für alles bezahlen, was er uns angetan hat. Wir werden seine Stadt Aigai erobern und ihm Respekt beibringen. Im Namen aller Götter!“

So also sah Jorgos' Plan aus – er wollte keinen Frieden. Und Makednos hatte sicher auch bereits irgendeine finstere List gegen Jorgos und dessen Krieger ausgeheckt. Ich wurde traurig bei dem Gedanken, dass Jahrhunderte voller Kriege und Blutvergießen die Menschen nicht hatten klüger werden lassen, sondern sie weiterhin nach Feinden suchen ließ, nur um ihre Überlegenheit unter Beweis zu stellen. Ich entschied mich, mich von diesen trüben Gedanken abzulenken, denn ich hatte keinerlei Macht, den Zwist der beiden Seiten zu schlichten, und mir war ohnehin streng verboten, den Gang der Ereignisse zu ändern.

Ich bemerkte, dass die Soldaten, die eben noch in einer Kette auf dem Marktplatz gestanden hatten, wie vom Erdboden verschluckt waren. Vermutlich hatten sie sich in verborgenen Stellungen postiert, um Makednos zu überraschen. Eine andere Erklärung für ihr Verschwinden sah ich nicht.

Auf einen Wink von Jorgos hin setzten wir uns in Bewegung Richtung Stadttor, während die Menge beiseite wich. Kurkin und ich ragten auf unserem Pferd über alle

hinweg und zogen jede Menge neugieriger und bewundernder Blicke auf uns. Mit leicht mulmigem Gefühl saß ich hinter Kurkin im Sattel, den Kommunikator fest umklammert. Mir war all das gar nicht recht. Innerlich verfluchte ich mich, weil ich Kurkin aus Versehen hierhergeholt und ihn in Gefahr gebracht hatte. Ich spielte sogar mit dem Gedanken, sofort meinen Kommunikator zu aktivieren, um Kurkin in seine Pteryx-Welt zurückzuschicken. Doktor Kurio, der Leiter des „Instituts für Zeit“, war bestimmt bereits auf der Suche nach einem Signal von meinem Gerät, seit Kurkin in seinem Reich plötzlich verschwunden war.

Ich beugte mich nach vorn, um Kurkin ins Gesicht zu sehen. Er lächelte mir aufmunternd zu und kniff die Augen in einer Art scherzhaftem Einverständnis zusammen.

„Also sind deine Freunde dabei, sich auf eine Schlacht vorzubereiten, oder?“, raunte er. „Dabei könnten wir doch jetzt unauffällig abhauen und mit dem Pferd die Gegend erkunden, was meinst du?“

Er klopfte Meteor liebevoll auf den glänzenden Hals. Ich wollte ihm bereits erklären, dass wir Teil von Jorgos' Plan waren und man uns nicht aus den Augen lassen würde, als sich plötzlich ein gellender Kinderruf durch die Luft schnitt: „Kakris! Kakris!“

Es war Alala, die etwas abseits in der Menge stand und sich aus lantass festem Griff zu befreien versuchte. Das Pferd erschrak durch den lauten Ruf und bäumte sich auf. Ich klammerte mich verzweifelt am Sattel fest und ließ dabei den Kommunikator fallen. Ich wollte gerade abspringen, um ihn

zu suchen, doch Meteor preschte vor und schoss an überraschten Jorgos vorbei. Offenbar kannte der Hengst den Weg zum Stadttor, das hinaus auf die hügelige Ebene führte, denn er senkte die Ohren und galoppierte ohne Zögern darauf zu. Ein wenig ängstlich umklammerte ich Kurkins Taille, weil ich befürchtete, sonst abgeworfen zu werden. In Windeseile näherten wir uns dem Tor, wo ein paar bewaffnete Wachleute standen. Sie wirkten unschlüssig, wussten nicht, ob sie uns aufhalten oder lieber das Weite suchen sollten. Kurkin schrie: „Aus dem Weg! Gebt den Weg frei!“, während er versuchte, das Pferd zu bändigen. Die Wächter sprangen beiseite, vermutlich aus Angst oder weil sie Kurkins Rufe verstanden. Zum Glück war eines der Torflügel offen, da ankommende Soldaten hindurchmarschierten. Wir rasten an ihnen vorbei, der Wind piff mir in den Ohren. Meine Furcht verflog, machte einem Rausch des schnellen Reitens Platz.

Meteor hielt erst an einem kleinen Olivenwäldchen auf einem Hügel. Kurkin sprang vom Pferd und zog mich ebenfalls herunter. Mir zitterten die Beine ein wenig, doch ich spürte eine gewisse unbeschwerte Freude in mir. Endlich würden wir nicht mehr mit Jorgos und dessen Leuten in diesen Waffengang verwickelt sein. Ich war froh, nicht Teil ihrer kriegesischen Pläne zu werden – und nicht noch Kurkin hineinzuziehen. Im nächsten Augenblick aber fiel mir schlagartig ein, dass ich den Kommunikator verloren hatte. Mein Lächeln gefror. Ohne den Kommunikator konnte ich Kurkin nicht mehr zurück in seine Welt schicken.

Kurkin, der Meteor an einen der Olivenbäume angebunden hatte, drehte sich zu mir um, beugte die Knie leicht und klopfte mit den Händen auf seine Schenkel.

„Was für ein Pferd, oder? Und, was sagst du, Kris? Einfach großartig, stimmt's?“ Er wedelte freudig mit seinem langen Schwanz, bemerkte dann jedoch meine düstere Miene und verstummte betreten. „Falls du willst, können wir natürlich zurück zu diesen ... wie heißen sie doch gleich ... Soldaten?“, schlug er zögernd vor. Sein breiter Schwanz klopfte unruhig auf die Erde, was verriet, wie wenig Lust er darauf hatte. Genauso wenig wie ich. Aber nun musste ich ihm gestehen, dass ich den Kommunikator verloren hatte – unsere einzige Verbindung zwischen seinen Leuten und mir. Alles nur wegen meiner Ungeschicklichkeit.

Schweren Herzens schilderte ich ihm die Sache mit der Brosche, die mir auf dem Marktplatz entglitten war. „In jedem Fall,“ schloss ich, „bleibst du hier nicht allein in dieser fremden Welt und dieser fremden Zeit stecken. Ich nehme dich zurück in meine Zeit.“ Ich wagte nicht, ihn anzusehen, weil ich mich so schämte. Zu meiner Überraschung zeigte Kurkin sich über diese Idee erfreut:

„Na, das ist ja großartig! Nur schade, dass wir das Pferd nicht auch mitnehmen können. Ist echt ein Prachtkerl!“, rief er. Dann fuhr er sich nachdenklich mit der Hand übers Gewand und murmelte: „Und ich sollte meine Federn mal in Ordnung bringen – ich laufe die ganze Zeit zerzaust herum. Oder meinst du, das passt schon so?“

Beim Anblick seiner zerrauften, grauen Kopffedern und seiner staubigen Sandalen konnte ich nicht anders, als laut loszulachen. Ich hatte mit einer ganz anderen Reaktion gerechnet – mit Wut oder Enttäuschung. Stattdessen verhielt er sich so unbekümmert.

„Also im Zweifelsfall erst in unsere Welt, und dann sehen wir weiter, ja?“, schlug ich vor.

„Klar, kein Problem. Was für Neuigkeiten!“, rief er erfreut aus, schlug sich begeistert auf die Knie und wedelte mit seinem Schwanz. „Das ist ja echtes Glück!“

Ich wollte lieber nicht darüber nachgrübeln, dass Kurkin ohne die Verbindung über den Kommunikator praktisch keine Chance hatte, in seine Welt zurückzugelangen. Andererseits verfügte mein Chef, Otto Schneider, über eine ganze Schar exzellenter Fachleute – sie würden schon etwas einfallen lassen. Notfalls müsste ich vielleicht noch mal in die Kreidezeit reisen, wo ich zum ersten Mal auf den Urahn der Pterixe namens Kurios traf und außerdem auf meinen „Doppelgänger“ – den Primaten Kris, der durch Doktor Kurios Irrtum in die ferne Vergangenheit geschickt worden war. Diese flüchtigen Gedanken beruhigten mich. Jetzt musste ich nur noch die Ohrringe „Augen des Schicksals“ finden und dann heim in meine Zeit.

Ich erinnerte Kurkin an meinen eigentlichen Auftrag.

„Hast du deinen Unsichtbarkeitsmantel?“, fragte er und hielt seinen langen, dunklen Nagel in meine Richtung. „Dann

hüllen wir uns ein und begeben uns gleich auf die Suche!“
sagte er begeistert.

Ich seufzte betrübt.

„Den habe ich verloren“, gab ich zu, immer noch geärgert
über diesen Verlust.

Kurkin blickte mich fragend an und kniff seine runden
schwarzen Augen zusammen.

„Zuletzt trug ihn Makednos, als Linos ihn auf die Flucht
half. Dann hat er den Mantel wohl irgendwann unterwegs
fortgeworfen. Wie soll ich den wieder finden?!“ Ich schüttelte
den Kopf. „Wir brauchen einen anderen Plan“, meinte ich.

„„Und wie würdest du dich hier ganz allein durchschlagen,
ohne mich?“ fragte Kurkin gespielt vorwurfsvoll und seufzte.

„Aber gut, hör mal ...“, hob er an. Weiter kam er nicht, denn
plötzlich piffen ein paar Pfeile über unsere Köpfe hinweg und
bohrten sich in die Stämme der umliegenden Bäume.

„Runter!“, schrie er und sprang zu mir herüber. Wir warfen
uns auf die feuchte, kalte Erde. Meteor, das Pferd, das
seelenruhig angebunden dagestanden hatte, wieherte grell
und stieg auf die Hinterbeine, schüttelte die Mähne und
versuchte, sich loszureißen.

„Zum Glück ist er nicht getroffen“, raunte Kurkin, als er
vorsichtig den Kopf hob, um nach dem Pferd zu sehen. „Bleib
liegen. Ich versuch, da hinzukommen und aufzusteigen“,
fügte er hinzu und robbte geschmeidig zu Meteor, der nur ein
paar Meter entfernt war. Dann stieß er sich kräftig mit dem
Schwanz ab, so dass er im Nu beim Baum war, an dem das

Pferd angebunden war. Rasch löste er die Leine und sprang mit geducktem Kopf in den Sattel.

„Hierher, schnell!“, rief er mir zu. Ohne zu zögern sprang ich auf und rannte zu ihm. Mit einer Handbewegung zog Kurkin mich in den Sattel hinter sich. Weitere Pfeile zischten an uns vorbei, glücklicherweise ohne uns zu treffen. Unterdessen hörte ich das Trampeln von Pferden, die rasch näher kamen. Wir galoppierten den Hügel hinunter, wobei wir von rechts wie von links Hufschläge und lautes Rufen vernahmen – offenbar wollte man uns den Weg abschneiden. Überall flogen Pfeile, die allerdings eher die heranstürmenden Reiter trafen als uns, da man sich gegenseitig beschoss. Es war ein heilloses Durcheinander, eigentlich untypisch für routinierte Soldaten. Mit wachsendem Unbehagen schaute ich mich um: Rechts kamen Reiter unter Linos, dem Verräter, der jetzt wohl für Makednos kämpfte, während auf der linken Seite Jorgos mit seinen Leuten erschien. Klar, sie versuchten uns beide in die Finger zu bekommen, während sie gleichzeitig aufeinander schossen, um die Gegenseite zu dezimieren. Von wirklichen Friedensgesprächen keine Spur.

Ich warf mich nach vorn und rief Kurkin über den Lärm der Hufe und des Windes hinweg zu:

„Sie wollen uns lebend, keine Angst!“

Was sie genau von uns wollten, wusste ich zu dem Zeitpunkt allerdings selbst nicht. Jorgos, ein erfahrener Krieger, wusste längst, dass wir keine Kampfmaschinen waren. Also war der einzige Wert, den wir darstellten,

vermutlich Kurkin selbst, den sie für einen Griffonen hielten. Aber wozu brauchte man einen Griffonen? Etwa, um den Weg ins Totenreich zu finden? Schwer zu sagen.

Inzwischen hockte ich ziemlich unkomfortabel auf diesem ungepolsterten Sattel, der zudem aus meiner Sicht nur notdürftig befestigt war. Ich hielt mich verzweifelt an Kurkins Hüfte fest, um nicht hinunterzupurzeln, während Meteor in einem waghalsigen Tempo in Richtung eines niedrigen Bergs raste. Unten im Tal lag ein flacher Graben, den das Pferd mit einem Satz übersprang. Es stolperte jedoch über einen großen Stein, verlor das Gleichgewicht und stürzte auf die Seite. Wir wurden aus dem Sattel gerissen und schlitterten über den Boden. Das Pferd sprang rasch wieder auf und galoppierte auf einem schmalen Pfad bergauf, während wir etwas benommen auf der Erde lagen und uns die wunden Stellen rieben.

„Hoffentlich findet er allein zurück“, seufzte Kurkin, sich umdrehend, um dem Pferd nachzublicken. „Sonst plagt mich das schlechte Gewissen ...“

„Er kennt bestimmt den Weg. Spätestens wenn er hungrig wird“, versuchte ich ihn zu beruhigen. „Wir sollten uns irgendwo verstecken, unsere Verfolger sind gleich hier!“

Und tatsächlich sahen wir auf beiden Seiten Reiter, die rufend und mit erhobenen Waffen näherkamen. Ein Blick auf Jorgos' wutverzerrtes Gesicht reichte, um zu ahnen, wie er sich fühlte. Denn wir brachen unser Versprechen, indem wir nicht an den Verhandlungen mit Makendos teilnahmen, und

obendrein sein geliebtes Pferd verloren. Seine Wut überwog jetzt wohl jede Furcht vor dem angeblichen Griffonen.

Kurkin verschwendete keine Zeit. Er riss mich hoch und wuchtete mich auf seine Schulter. Dann rannte er den Hang hinauf, von Stein zu Stein springend, den Schwanz als Balancierhilfe.

„Halt dich gut fest, Kris! Vielleicht finden wir auch das Pferd wieder!“, rief er.

Ich fürchtete, dass sie uns schnell einholen würden, aber Kurkin war unheimlich schnell und ausdauernd. Ich hob den Kopf und sah, wie Baumkronen ein immer dichteres Dach bildeten.

„Dort oben ist ein Wald!“, brüllte ich ihm ins Ohr.

Kurkin erhöhte abermals sein Tempo, während hinter uns zornige Stimmen und der Pfeilregen unserer Verfolger widerhallten. Tatsächlich flog uns knapp eine große Netzfalle hinterher, die wohl zum Einfangen von Wildtieren diente. Doch die schmale Bergpfad erlaubte nur eine Reiterkolonne in Einzelreihe, sodass die beiden gegnerischen Gruppen – Linos' Leute und Jorgos' Krieger – sich gegenseitig blockierten und bekämpften. Pfeile flogen hin und her, und wir gewannen dadurch wertvolle Sekunden. Schließlich erreichten wir die sicheren Schatten eines dichten Tannenwaldes.

Weiter im Wald angekommen, ließ Kurkin mich erleichtert von seinen Schultern gleiten. Er streckte sich ausgiebig, den Rücken durchbiegend und den Schwanz weit schwingend.

„So bin ich lange nicht gerannt! Fast wie in meiner Kindheit“, meinte er grinsend.

Insgeheim freute es mich, dass er diese ‚Flucht‘ so positiv sah – ich selbst hatte ja nur auf seinen Schultern gesessen und brachte immerhin um die achtzig Kilo auf die Waage, was für ihn eine Zusatzbelastung gewesen sein musste. Ich fühlte tiefe Dankbarkeit ihm gegenüber.

„Danke, Kurkin“, sagte ich ehrlich. „Ohne dich wäre ich aufgeschmissen.“

„Ach was, Kris. Wozu sind Freunde da?“, erwiderte er mit gespielter Gleichgültigkeit und ließ sich auf die mit Tannennadeln bedeckte Erde sinken. Ich setzte mich daneben, lehnte mich an einen Baumstamm und dachte nach. Bisher hatte ich die Smaragd-Ohringe, weswegen ich in diese Zeit gereist war, nicht gefunden. Natürlich könnte ich jetzt einfach zusammen mit Kurkin in meine Welt zurückkehren. Ich tastete nach dem Marker in meiner Jacke, der die Verbindung zur Zeitmaschine auf dem Museumsdachboden herstellte. Bestimmt würde mein Chef Verständnis zeigen, wenn ich ohne Ergebnis heimkäme und ihm die komplizierte Lage erklärte. Aber ich wollte nicht so leicht aufgeben – das würde ich mir selbst nicht verzeihen. Ein neuer Plan musste her, um unbemerkt nach Pella zurückzukehren, ohne in die Hände von Jorgos oder Makednos zu fallen.

„Sie werden uns aufspüren, Kris“, sagte Kurkin nachdenklich. „Das hier ist ihr Land, und sie kennen jeden Baum. Und du musst noch diese ... äh, Ohranhänger finden.“

„Ich weiß“, seufzte ich. „Aber wir brauchen einen Weg zurück, ohne gleich in einen Hinterhalt zu geraten.“

Wir überlegten schweigend. Über denselben Pfad zurückzulaufen, auf dem wir gekommen waren, hätte wenig Sinn – da wartete mit hoher Wahrscheinlichkeit bereits eine Falle. Vielleicht konnten wir eine andere Route bergab finden und uns der Stadt unbemerkt nähern. Einen besseren Plan hatte ich nicht.

„Wir sollten runter vom Berg. Und ehrlich gesagt, habe ich Hunger – nur ein bisschen“, gab Kurkin zu, dabei grinste er leicht.

„Wir suchen nach einem anderen Abstieg“, schlug ich vor. „Wenn wir in eine Falle geraten, verschwinden wir sofort.“ Ich tätschelte vielsagend die Stelle, wo ich den Marker in meiner Kleidung spürte. Ob Kurkin verstand, was ich meinte, war unklar, aber er sprang entschlossen auf die Füße, bereit, mir überallhin zu folgen.

„Worüber ich mich freue, ist, dass ich in meiner Welt eine Menge zu berichten habe!“ sagte er und grinste dabei so breit, dass seine feinen Federn um die Schnauze wackelten. Ich verzichtete darauf, ihn daran zu erinnern, dass er ohne den Kommunikator kaum je in seine Welt zurückkäme. „Erst mal eins nach dem anderen“, dachte ich.

Wir gingen von unserem ursprünglichen Pfad ab, achteten jedoch darauf, nicht zu tief in den Wald vorzudringen, um uns nicht zu verirren. Kurkin blieb ab und zu stehen, legte das Ohr auf den Boden und horchte.

„Ich lausche, ob jemand in der Nähe ist“, erklärte er.

Dann, beim nächsten Mal, richtete er sich ruckartig auf und hob die Hand mit dem dunklen Nagel:

„Da vorne klopft jemand. Keine Ahnung, was das ist.“

„Dann lass uns von hier an lieber kriechend vorangehen“, schlug ich vor.

Wir legten uns auf die mit Tannennadeln bedeckte Erde und robbten leise los. Kurkin voraus, schwang den Schwanz hin und her und wirbelte damit die nadelbedeckte Waldboden auf. Ich folgte ihm vorsichtig, wobei mir immer wieder lose Federchen in die Nase flogen und ich mich zusammenreißen musste, um nicht laut zu niesen.

Der hämmernde Ton wurde lauter, je näher wir kamen. Schließlich blieben wir liegen und spähten in die Richtung, woher das Geräusch kam, ohne uns zu weit aus der Deckung zu wagen. Wir erkannten zwei grimmige Griechen, die einen Baum fällten. Wenig entfernt stand auf einem breiten Waldweg ein Holzfuhrwerk, beladen mit frisch geschlagenen Stämmen. Ich hielt nach Pferden Ausschau, sah aber keine. Vielleicht zogen sie den Wagen von Hand. Ich erinnerte mich daran, irgendwo gelesen zu haben, dass im alten Griechenland Kamele auf seltsame Weise für landwirtschaftliche Arbeiten genutzt wurden, doch während

meiner gesamten Zeit hier hatte ich noch keinen einzigen Kamel gesehen.

„Wohl ein paar Holzfäller“, flüsterte Kurkin.

„Ja, nach der letzten Attacke durch Makednos auf Pella haben sie vermutlich genug zu reparieren“, bestätigte ich leise.

„Wer sagt, dass sie nicht aus Aigai sind?“, gab Kurkin zu bedenken.

„Sie sehen nicht gerade aus wie Krieger, und sie tragen keine Waffen. Das ist das Wesentliche.“

Kurkin sah zu dem Waldkarren hinüber.

„Vielleicht könnten wir uns unbemerkt in ihr Fuhrwerk schleichen, was meinst du?“

Die Idee war mir auch schon durch den Kopf gegangen. Wenn wir sie friedlich stimmen könnten, würden sie uns vielleicht nach Pella mitnehmen. Nur würde Kurkin ihnen sehr wahrscheinlich Angst einjagen.

„Ich könnte mich unter den Baumstämmen verstecken, und du könntest mich ziehen“, fuhr Kurkin begeistert fort.

„Noch besser wäre, wenn die Holzfäller uns beide mitnehmen und wir uns dort verkriechen“, ergänzte ich. Zugegeben, wir hatten kein Geld mehr, um sie zu bestechen. Meine Geldbörse war mir Linos abgenommen worden.

„Also bleib du lieber hier in Deckung“, riet ich Kurkin. „Die könnten in Panik geraten, wenn sie dich erblicken, und laute Rufe ausstoßen. Ich hingegen kann mich als einer von ihnen ausgeben.“

„Klingt vernünftig“, stimmte Kurkin zu. „Aber wenn irgendwas schief läuft, komme ich dir zu Hilfe.“

Ich nickte nur stumm und kroch leise aus unserem Versteck, während ich mir überlegte, wie ich mich den Holzfällern gegenüber verhalten sollte. Ich würde mich als Kollege ausgeben, dessen Axt im Baum feststeckt und der dringend zurück in die Stadt muss. Während ich sie beschäftigte, konnte Kurkin sich vielleicht auf den Wagen schleichen. Zufrieden mit diesem Entschluss richtete ich mich auf, lächelte so freundlich wie möglich und trat auf die Holzfäller zu, die immer noch eifrig ihren Baum bearbeiteten.

Mit erhobener Hand rief ich laut über das Schlagen der Äxte hinweg:

„Freut euch, fleißige Waldarbeiter!“

„Worüber sollen wir uns schon freuen, Fremder?“, brummte einer von ihnen, ließ den Schlagstock sinken und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Dann beäugte er mich genau. In seinen Augen lag kurz Verwunderung, doch sie verschwand rasch. Wahrscheinlich fragte er sich, was ich in diesem Wald trieb. Jetzt musste ich meinen kleinen Plan in die Tat umsetzen.

„Wie gut, dass ich euch hier gefunden habe!“, sagte ich und tat so, als wäre ich heilfroh, ihnen begegnet zu sein. Ursprünglich wollte ich erzählen, dass mir eine Axt im Baum stecken geblieben war, doch als ich die kräftigen, schwieligen Hände des Holzfällers vor mir sah, schien mir das unglaublich. Ich verschränkte die Hände lieber hinter dem Rücken. Da kam mir zum Glück sein Kollege zu Hilfe: Er

hatte seinen Beil beiseitegelegt und betrachtete mich mit neugieriger Miene.

„Verirrter Wanderer?“, sagte er, ohne jemanden direkt anzusprechen, eher laut nachdenkend. „Und woher kommst du?“, fragte er schließlich mich direkt.

Da hiesige Griechen häufig alle möglichen Familienbande und Bekannte miteinander teilten, entschied ich mich für eine halbwahre Aussage: Ich gab an, aus einer fernen Stadt zu kommen, zum Beispiel aus Thessalien, das an Makedonien grenzte. Dann würden sie mich hoffentlich nicht nach Verwandten oder meinem exakten Wohnort ausfragen und mich so entlarven.

„Ich bin hier geschäftlich, aus Thessalien angereist“, erklärte ich. Zu meiner Erleichterung hakten sie nicht weiter nach.

„Na dann, Kyriakos, wollen wir dem Fremden helfen?“, wandte sich der Holzfäller, der sein Werkzeug weggelegt hatte, an den anderen. „Eine kleine Pause kann uns eh nicht schaden.“

Über ihre Freundlichkeit war ich sehr froh. Nur musste ich nun einen Weg finden, Kurkins rasches Verstecken im Holzwagen zu ermöglichen, ohne dass sie ihn sahen. Da kam mir die Idee mit unserem weggelaufenen Pferd Meteor.

„Mir ist mein Pferd entlaufen, da hinten“, sagte ich und zeigte in die Richtung, die vom Versteck Kurkins wegging. Dann ging ich mit ein paar schnellen Schritten voran, so als würde ich dort nach dem Tier suchen. Die beiden Holzfäller sahen sich kurz an, zuckten die Schultern und gingen hinter

mir her, pfffen und riefen nach dem verschwundenen Gaul. Als ich mich verstohlen umsah, huschte Kurkins Silhouette an mir vorbei, in Richtung des Wagens.

Ich lief noch ein paar Schritte weiter, um ihm genügend Zeit zu verschaffen, dann sagte ich mit ausladender Geste:

„Vielleicht kehrt er ja von selbst zurück, wenn ihn der Hunger treibt...“

„Na klar“, meinte einer der Fäller, „was meinst du, Kyriakos?“

„Er taucht schon wieder auf, wohin soll er denn sonst?“ brummte sein Kollege. „Na komm, Fremder, allein solltest du hier im Wald nicht herumirren.“

Ich war von ihrer Haltung mir gegenüber tief berührt. Mir war fast peinlich, sie belügen zu müssen.

Zu dritt gingen wir zurück zum Wagen. Ich setzte mich auf die Baumstämme, während sie sich an die Deichsel stellten und den Karren in Bewegung setzten. Ich hoffte, dass es bergab nicht ganz so anstrengend sein würde. Erst da fiel mir auf, dass sie mich gar nicht gefragt hatten, wohin ich denn wolle.

„Ich habe meine Bleibe in Pella!“, rief ich ihnen zu.

Sie nickten nur wortlos und schoben den Wagen weiter. Ich klopfte leicht auf den schweren Baumstamm, auf dem ich saß. Von unten, von Kurkin, kam ein Klopfen als Antwort. Erleichtert atmete ich auf und betrachtete mit Genuss die Landschaft im Licht der untergehenden Sonne. Ich dachte darüber nach, wie viel Glück wir mit den wohlwollenden Holzfällern gehabt hatten. Sie hatten mich nicht einmal

gefragt, aus welchem Ort in Thessalien ich hierhergekommen war. Ein wenig ungewöhnlich für die neugierigen Griechen, aber das ließ sich erklären: Holzfäller, erschöpft von ihrer Arbeit, hatten keine Muße für detaillierte Fragen. Das war auch gut so – ich musste mir nichts mehr ausdenken.

Ich saß auf dem Wagen, wissend, dass mein Freund Kurkin unter dem Holz versteckt war, und ließ meinen Gedanken freien Lauf. Wie seltsam doch das Leben eingerichtet ist: Zufällige Begegnungen und Ereignisse können manchmal großen Einfluss auf den weiteren Verlauf der Dinge haben. Und nicht nur auf den Verlauf der Ereignisse, sondern auch auf unsere Einstellung zum Leben und zu anderen Menschen. Da waren diese zwei mürrischen Holzfäller, die ohne ein Wort den schweren Wagen zogen. Wir kannten uns nicht einmal. Sie fällten ihre Bäume, wahrscheinlich für Brennholz – Holz auf Holz, eine Menge, fast bis zum Himmel, und wenn man daran hinaufsteigen könnte...

Das gleichmäßige Schaukeln des Wagens wiegte mich, ohnehin schon ein wenig erschöpft, in eine sanfte Müdigkeit. Meine Gedanken begannen sich zu verwirren, und ehe ich es merkte, war ich seitlich zusammengesunken und eingeschlafen.

Laute Stimme, die direkt über meinem Ohr erklangen, rissen mich aus dem Schlaf. Vor Schreck fuhr ich zusammen, richtete mich hastig auf und sah mich verwirrt um. Um uns herum hatte sich eine Gruppe bewaffneter Reiter versammelt, die mich mit großem Interesse musterten. Einer von ihnen stieß mich leicht mit der Spitze seiner Lanze an,

woraufhin ich instinktiv zur Seite wich, was die Umstehenden nur belustigte. Die beiden Holzfäller, die den Wagen bisher eifrig gezogen hatten, standen nun in einiger Entfernung und schüttelten nachsichtig die Köpfe, während sie mich beobachteten. Ein Verdacht regte sich in mir: Hatten sie uns absichtlich in eine Falle gelockt?

Die Holzstämme unter mir begannen sich plötzlich zu bewegen. Ich verlor das Gleichgewicht und sprang eilig auf den Boden. Kurkin, der sich unter dem Holz verborgen hatte, kam aus seinem Versteck hervor und stieß die Stämme, die ihn verdeckt hatten, zur Seite. Mit einem dumpfen Knall rollten sie über die kalte, harte Erde.

Einen Moment lang herrschte absolute Stille. Die griechischen Reiter, die uns umringten, hielten inne und starrten Kurkin an, der nun aufrecht auf dem Wagen stand. Kurkin jedoch erfasste die Lage blitzschnell. Er sprang vom Wagen herunter, lief mit einem Satz zu mir und hob mich mühelos auf seine Schultern. Es gelang ihm, nur ein paar Schritte an den verdutzten Kriegern vorbei zu rennen, bevor ein lauter Kampfruf ertönte: „Ala-alala!“ Ein heftiger Schlag mit dem Schaft einer Lanze traf Kurkin in den Rücken. Der Stoß brachte ihn aus dem Gleichgewicht, und wir stürzten zu Boden.

„Also, ein Griffon hat sich unter dem Holz versteckt“, meldete der Holzfäller namens Kyriakos, während er vorsichtig hinter der Schulter eines der Soldaten hervorlugte. „Ja, genau da!“

„Wir haben euch erwartet! Im ganzen Wald haben unsere Leute Holzfäller gespielt, und siehe da, ihr seid uns direkt in die Arme gelaufen!“ prahlte der zweite „Holzfäller“.

Wir kamen auf die Beine und fanden uns in einem engen Kreis aus bewaffneten Männern wieder.

„Lenk sie irgendwie ab, ich hole meinen Marker raus. Hier ist es zu gefährlich. Wir sollten besser in meine Zeit zurückkehren“, flüsterte ich Kurkin zu.

„Warte noch“, erwiderte Kurkin ebenso leise. „Wir sollten zumindest herausfinden, wer uns erwischt hat – die Leute von Makendos oder von Jorgos?“

Ich wollte mich umsehen, um vielleicht herauszufinden, in der Nähe welcher Stadt wir uns befanden – Pella oder Aigai. Doch die bewaffneten Griechen versperrten uns die Sicht. Kurkins Frage war berechtigt. Angesichts der Tatsache, dass uns beide verfeindeten Gruppierungen jagten, schienen wir für beide gleichermaßen von Wert zu sein. Und da sie bei der Verfolgung über unsere Köpfe hinweg Pfeile geschossen hatten, offenbar nur, um uns zu erschrecken, wollten sie uns lebend fangen. Aber warum?

Es schien, als hätten sie nicht mehr so viel Furcht vor Kurkin, dem Griffon, wie noch in den ersten Stunden seines plötzlichen Erscheinens. Immerhin hatten sie uns mit einem Lanzenstoß zu Fall gebracht, ohne sich vor einer göttlichen Vergeltung zu fürchten. Ich beschloss, die Frage, die mir auf der Zunge lag, direkt zu stellen.

„Mit welchem Ziel verfolgt ihr uns?“ fragte ich laut und richtete meine Worte an den Soldaten, der mir gegenüberstand.

„Auf meinen Befehl!“ erklang die donnernde Stimme von Jorgos. Die Männer um uns herum traten zur Seite und machten Platz für ihn, der stolz auf einem fuchsfarbenen Pferd thronte.

„So behandelt man keine Freunde! Ein feiger Griffon, der nichts kann außer Schätze und teure Pferde zu erbetteln!“ Seine Stimme bebte vor Empörung.

„Was sagt er?“ fragte Kurkin mich leise.

„Er nennt dich einen Feigling und ärgert sich wegen seines Pferdes“, übersetzte ich für ihn.

Kurkin ließ bei der Erwähnung des Pferdes sichtbar den Kopf hängen.

„Bitte entschuldige dich für mich“, bat er niedergeschlagen. „Ich bin bereit, mich auf die Suche nach ihm zu machen.“

„Der Griffon ist bereit, nach dem Pferd zu suchen, das übrigens genau ihre Leute erschreckt haben!“ rief ich laut. Jorgos sah uns von oben herab nachdenklich an, während er stolz auf seinem Pferd saß.

„Nein, nein“, sagte er schließlich. „Ihr werdet für etwas anderes gebraucht. Uns ist es gelungen, Makendos zurückzuschlagen – vorerst“, fügte er hinzu. „Wir bringen euch in die Taverne, und wagt es ja nicht, zu fliehen!“ warnte er uns.

„Sie bringen uns in die Taverne“, übersetzte ich mit einem gewissen Maß an Erleichterung für Kurkin. Ehrlich gesagt hatte ich befürchtet, dass sie wir wieder in irgendeinem Keller eingeschlossen werden.

„Und was ist mit dem Pferd?“ fragte Kurkin besorgt. „Wer wird nach Meteor suchen?“

Jorgos, der den Namen „Meteor“ hörte, verstand offenbar, warum Kurkin so beunruhigt war, und antwortete: „Mein Pferd wird bereits gesucht“, sagte er und legte besonderen Nachdruck auf das Wort *mein*.

Umgeben von Jorgos' Männern machten wir uns auf den Weg in Richtung der Stadt Pella, deren Tore bereits am Horizont im Licht der untergehenden Sonne sichtbar wurden. Neben mir ging Kurkin, tief in Gedanken versunken.

„Was meinst du, Kris, glaubst du, sie werden mich überhaupt noch in die Nähe des Pferdes lassen, falls es gefunden wird?“ fragte Kurkin. Es klang mehr wie eine Feststellung denn eine Frage. Deshalb antwortete ich nicht, sondern seufzte nur leise und nickte.

Den Rest des Weges legten wir schweigend zurück, jeder in seine eigenen Gedanken versunken. Die Erschöpfung machte sich bemerkbar, und die Aussicht, den Abend in der Taverne zu verbringen – auch wenn wir von bewaffneten Griechen umgeben sein würden – erschien uns zunehmend verlockend.

Es war bereits dunkel, als wir die Tore der Stadt erreichten. Zwei Wächter, die uns erblickten, öffneten die schweren Torflügel und gewährten uns Einlass. Weitere

Wächter, die hinter den Toren auf uns warteten, gingen mit rauchenden Fackeln voraus, um den Weg zu beleuchten. Über die mir bereits vertrauten Straßen Pellas führten sie uns durch die menschenleeren Gassen direkt zur Taverne. Vor der Tür, die mit einer schweren Tierhaut verhängt war, stand Kreon, der Wirt. Als er uns sah, schob er die Haut beiseite und öffnete die Tür, um uns in den warmen Gastraum einzulassen. Wir folgten Jorgos, der inzwischen vom Pferd abgestiegen war, ins Innere.

Die Taverne war leer – wohl ein Zeichen dafür, dass die Stadt sich im Kriegszustand befand. Nur ein einziger Tisch war besetzt: da saßen Diomedes und seine Tochter Alala. Als Alala uns bemerkte, legte sie das Pergament und den Kohlestift, mit denen sie gerade beschäftigt gewesen war, zur Seite und lief direkt auf uns zu. Sie schlang die Arme um Kurkin und drückte ihn fest an sich.

Ich konnte nicht umhin, mich ein wenig gekränkt zu fühlen – schließlich kannte sie mich schon viel länger. Doch die Freude, sie wiederzusehen, überstrahlte rasch jedes andere Gefühl.

„Ich habe auf euch gewartet“, sagte Alala lächelnd und nickte mit dem Kopf. „Ich habe etwas...“

„Diomedes!“ rief Jorgos laut und unterbrach jedes Gespräch. „Warum ist Alala hier? Wie oft habe ich dir gesagt: ihr Platz ist zu Hause!“

Der verdutzte Diomedes erhob sich halb von seinem Platz und begann entschuldigend zu erklären:

„Ianta ist nach Olynthos gereist, um ihre kranke Mutter zu

besuchen. Für ein paar Tage. Und so... ich bringe ihr das Schreiben bei, erziehe sie“, sagte er und breitete die Arme aus, während er auf das Pergament und den Kohlestift wies. Alala, die offenbar spürte, dass man sie in die Obhut irgendeines Nachbarn schicken könnte, sprang schnell zurück zu ihrem Vater. Sie setzte sich neben ihn an den Tisch und bemühte sich, einen unschuldigen Ausdruck aufzusetzen, die Augen weit geöffnet. Jorgos runzelte die Stirn, offenbar unschlüssig, was er mit ihr machen sollte. Es war bereits dunkel, und sie allein nach draußen zu schicken, war gefährlich. Selbst in Begleitung von Erwachsenen bestand die Gefahr, dass sie einfach weglaufen würde. Das war auch keine Lösung.

In der Stille war nichts zu hören außer dem leisen Klopfen von Kurkins Schwanz auf den steinernen Boden der Taverne. Da ich Jorgos' Unentschlossenheit bemerkte und zugleich neugierig war, was Alala uns mitteilen wollte, entschloss ich mich, einzugreifen.

„Wir können uns auch um das Mädchen kümmern“, schlug ich vor. „Sie vertraut uns und wird nicht von uns weglaufen. Außerdem kann Diomedes dann an eurem Kriegsrat teilnehmen.“

Ich bemühte mich, selbstsicher und überzeugend zu sprechen, und richtete mich dabei kerzengerade auf. Ich spürte, dass Jorgos eine gewisse Unzufriedenheit gegenüber Kurkin und mir hegte, und versuchte daher, mich so zu benehmen, wie es einem „Gesandten der Götter“ – dem Hermes – würdig wäre.

Als Kurkin bemerkte, wie ich mich aufrichtete, um möglichst würdevoll zu wirken, tat er es mir gleich. Mit verschränkten Armen und einem majestätischen Schlag seines Schwanzes hob er die Nase in die Luft und blickte von oben herab auf Jorgos. Es wurde sofort offensichtlich, wie viel größer Kurkin der Dritte im Vergleich zu allen anderen in der Taverne war. Die Krieger in unserer Nähe traten vorsichtshalber ein paar Schritte zurück.

„Gut, Hermes“, sagte Jorgos schließlich, ein wenig unsicher, dabei sorgsam darauf bedacht, Kurkin nicht direkt anzusehen. „Aber denkt ja nicht daran, zu fliehen! Ihr habt uns eure Hilfe versprochen, und ein Versprechen bricht man nicht.“

Ich nickte zustimmend, und wir gingen mit Kurkin zu dem Tisch, an dem Diomedes und Alala saßen. Die Krieger von Jorgos wichen aus, um uns Platz zu machen, und warfen uns dabei weiterhin misstrauische Blicke zu.

Ich setzte mich neben Alala, auf der anderen Seite von Diomedes, während Kurkin sich uns gegenüber niederließ. Mit verschränkten Armen beugte er sich ein Stück nach vorne und schenkte dem Mädchen ein breites Lächeln. Alala schob ihm stolz ein Pergament hinüber, auf dem in ungleichmäßiger Kinderschrift Sätze geschrieben standen. Sie lächelte stolz, offenbar auf Lob wartend.

„Wie großartig du schon schreiben kannst!“ sagte Kurkin und betrachtete neugierig die ihm fremden Buchstaben.

„Ich fange die Wörter ein und sperre sie in das Papier“, erklärte Alala. „Dann kann ich sie immer wieder lesen. Das gefällt mir.“

„Und du kannst sie immer wieder hervorholen“, antwortete Kurkin, als verstünde er sie völlig.

„Sieh mal, ich fange jetzt deinen Namen ein, und dann bleibt er bei mir“, sagte sie. Mit großer Sorgfalt begann sie, *γρύψος* auf das Pergament zu schreiben.

Die beiden beugten sich über das Papier und unterhielten sich weiter, auf eine seltsam intuitive Weise, die ganz ohne meine Hilfe als Übersetzer auszukommen schien.

Während Alala und Kurkin weiterhin in ihr Gespräch vertieft waren, ließ ich meine Gedanken schweifen. Was genau hatte Jorgos vor? Noch vor kurzem hatten er und seine Männer uns gejagt, uns in einem kleinen Wald aufgespürt, gefangen genommen und unter Bewachung hierher in die Taverne gebracht. Jetzt ließen sie uns jedoch in Ruhe, allein mit Alala und Diomedes. Was steckte dahinter? Vielleicht wusste Diomedes mehr?

Ich beugte mich hinter Alala zu ihm herüber und zog ihn leicht am Ärmel, um seine Aufmerksamkeit zu gewinnen.

„Hey, Diomedes, warum hat Jorgos uns hergebracht? Was will er von uns?“ flüsterte ich.

Diomedes sah mich widerwillig an, zog die Augenbrauen hoch und antwortete schließlich:

„Du bist doch Hermes, und er ist der Griffon, beide aus einer anderen Welt. Wenn ihr zurückgeht, nehmt ihr jemanden mit.“

Er hielt das offenbar für eine völlig ausreichende Erklärung, denn ohne weiteres Zögern wandte er sich wieder seiner Tochter zu. Mit liebevollem Blick beobachtete er, wie Alala stolz ihre Kunst des „Wörterfangens“ vorführte, während Kurkin sie bewundernd anlächelte.

Da niemand am Tisch weiter Notiz von mir nahm, ließ ich mich tiefer in meinen Überlegungen versinken. Es schien, als plane Jorgos, uns dazu zu bringen, jemanden aus dieser Welt in unsere mitzunehmen – einen Schritt, der für jeden Sterblichen bisher ohne Rückkehr geblieben war. Wer sollte das sein? Ein Feind, natürlich. Jorgos würde niemals bereitwillig einen seiner Krieger opfern oder gar selbst diesen Schritt wagen.

Es war wahrscheinlich, dass es um Makendos ging, seinen erbitterten Gegner. So könnte Jorgos zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen: er würde einen mächtigen Feind loswerden, der Krieg gegen ihn führte, und gleichzeitig allen beweisen, dass die mächtigen Götter auf seiner Seite standen und seine Feinde gnadenlos bestraften. In einem Land, in dem die Menschen so stark an ihre Mythen glaubten, würde dies ausreichen, um jeglichen Widerstand im Keim zu ersticken. Kaum jemand würde es wagen, sich gegen jemanden aufzulehnen, der die Unterstützung der Götter hatte – zumindest glaubte Jorgos das vermutlich. Während ich nachdachte, erschienen auf dem Tisch Teller mit Essen und Krüge mit Wasser und Wein, die von Kreon gebracht worden waren. Der verlockende Duft von geschmortem Fleisch mit Kräutern stieg mir in die Nase, und

mein Hunger verdrängte alle Gedanken. Ich zog das Gericht näher zu mir und schnitt ein Stück Fleisch ab, das ich mit Genuss zum Mund führte. Ich sollte Kreon nach dem Rezept fragen, dachte ich, während ich das Mahl genoss.

„Du, Kris“, ertönte plötzlich Kurkins Stimme. „Du bist ein *varabar*, also ein Barbar! Du isst echtes Fleisch!“

Ein wenig beschämt schaute ich ihn an, als mir wieder einfiel, dass in der Welt der Pteryxe künstliches Fleisch gegessen wird, das in speziellen Fabriken gezüchtet wird. Echtes Fleisch zu essen wird dort fast als Kannibalismus betrachtet.

„Der Käse ist sicher sehr lecker“, schlug ich ihm vor und zeigte auf die Käseplatte.

„Und das Fleisch, wie schmeckt es?“ fragte er, während er seine dünnen Lippen leckte. „Ich frage nur aus Neugier.“

Ich spürte, dass er es sehr gern probieren würde, aber sich nicht traute.

„Ein echter Reisender probiert immer die lokale Küche“, sagte ich. „Es ist auch eine Art, sich mit der fremden Kultur vertraut zu machen.“

Vorsichtig nahm er ein Stück Fleisch und führte es zum Mund. Nachdem er es mit offensichtlichem Genuss kaute, flüsterte er:

„Das bleibt unser Geheimnis, ja, Kris? Ich integriere mich einfach, auch wenn ihr Barbaren seid. Und außerdem waren unsere Vorfahren nicht besser.“

Während des Mahls bemerkte ich nicht, wie Diomedes unseren Tisch verließ, um sich seinen Gefährten

anzuschließen. Als ihr Vater uns nicht mehr beobachtete, zog Alala mein Ohr zu ihren Lippen und flüsterte leise:

„Kakris, ich erkläre dich zu meinem Vormund!“

Ich verschluckte mich beinahe vor Überraschung.

„Was sagst du da, Alala! Du hast dich wohl versprochen und meinst sicherlich, dass wir Freunde sind.“

Sie schüttelte den Kopf und presste die Lippen zusammen.

„Alala ist klug. Du wirst mich zur Frau des Grffons erklären! So machen es die Vormünder. Er ist gütig. Und mit ihm habe ich Spaß.“

Es dauerte einige Sekunden, bis ich Alalas Worte begriff. Ich blickte zu Kurkin, dem Griffinen, der genüsslich Fleisch mit Käse verzehrte.

„Und die kluge Alala weiß sicherlich, dass es für sie noch zu früh ist, zu heiraten“, entgegnete ich belehrend.

Verschwörerisch schaute sie sich um und zog einen kleinen Pergamentstreifen aus ihrer Kleidung.

„Sieh, was ich habe. Ich wollte es dir sofort zeigen, aber es ergab sich nicht. Darauf stehen Zauberworte“, sagte sie und kniff bedeutungsvoll die Augen zusammen.

Ich konnte den Streifen nicht näher betrachten, da sie ihn rasch wieder verbarg. Meine Neugier war geweckt. Hatte dieser Streifen mit ihrem Wunsch zu tun, die Frau des Griffonen zu werden, und wenn ja, in welcher Weise?

„Was tuschelt ihr da?“ fragte Kurkin, während er ein Stück Käse in den Mund schob. „Oh, ich muss sagen, hier versteht

man es, Speisen zuzubereiten. Auch wenn es Barbaren sind“, fügte er hastig hinzu.

Da ich die Angelegenheit mit Alalas Wunsch, Kurkins Frau zu werden – oder in ihren Augen die des Griffonen – für sehr ernst hielt, beschloss ich, sie irgendwie umzustimmen, ohne sie zu kränken. Doch dies sollte nicht in der überfüllten Schenke geschehen, sondern besser in meinem Zimmer. Ich hoffte, wir würden dafür Zeit finden.

Kurkin bemerkte meinen besorgten Gesichtsausdruck und fragte beunruhigt:

„Was ist los, Kris? Ist etwas mit Alala?“

Ich nickte und wandte mich dann laut an Jorgos, der am Nachbartisch saß:

„Es ist schon spät, und das Mädchen sollte schlafen. Auch wir sollten uns ausruhen. Wir gehen in mein Zimmer!“

„Bedanke dich für das Essen“, schlug Kurkin vor.

„Der Griffon ist sehr zufrieden mit dem Mahl und dankt euch!“ fügte ich hinzu, was allgemeine Heiterkeit auslöste.

„Was gibt es bei euch zu essen in eurer Welt?“ fragte einer der Krieger neugierig.

„Ist unser Kreon besser als eure göttlichen Köche?“ warf ein anderer ein.

Der leicht errötende Kreon winkte bescheiden ab, als wolle er zu mehr Zurückhaltung mahnen.

„So, genug der Unterhaltung,“ sagte Jorgos, ein Lächeln in seinem Bart verbergend, und brachte die Anwesenden mit einer Handbewegung zur Ruhe. Dann wandte er sich direkt an uns: „Wir wecken euch früh am Morgen, vor der

Dämmerung. Ich werde euch dann mitteilen, was zu tun ist. Und wagt es ja nicht, irgendwie zu entkommen,“ warnte er uns. „Meine Wachen sind überall in der Stadt postiert, und keine fremde Magie wird euch helfen!“

„Warum erklären Sie uns nicht gleich, was Sie von uns wollen?“ fragte ich mit einer gewissen Berechtigung.

„Damit ihr keine Zeit habt, etwas auszutüfteln, das unseren Plan gefährden könnte.“

Ich tat so, als sei ich mit seiner Antwort zufrieden, auch wenn sie für mich wenig Sinn ergab. Wenn wir Jorgos schaden wollten – etwa, indem wir ihn oder einen seiner Gefährten mit unserer „magischen Brosche“ in die „andere Welt“ entführten, hätten wir das längst getan, ohne um Erlaubnis zu fragen. Oder wir wären selbst spurlos verschwunden. Oder hätten etwas anderes unternommen, das dem Verhalten wahrer Griffons und Hermes‘ entspräche.

Wir, Kurkin und ich, wussten natürlich, dass wir keine mythischen Wesen waren, und zudem, dass die Brosche, der „magische Knopf“ in ihren Augen, von mir verloren worden war. Aber das konnten sie ja nicht wissen.

In meinen Überlegungen kam ich zu dem Schluss, dass die alten Griechen offenbar bis zur letzten Minute ihre Pläne geheim hielten, um sicherzustellen, dass ihre Verbündeten – in diesem Fall wir – nichts davon an Feinde oder unbeteiligte Dritte verrieten.

„Wir können jetzt nach oben in mein Zimmer gehen. Sie haben sich gefreut, dass wir uns für das Essen bedankt haben,“ fasste ich für Kurkin die Essenz des Gesprächs mit

den Griechen zusammen. Kurkin lächelte breit, während er mit seinem Schweif wedelte und dabei graue Federn in alle Richtungen verstreute.

„Das habe ich auch ohne dich verstanden,“ verkündete er freudig und hob die herbeigeeilte Alala auf seine Schulter.

Mit zwei Sätzen erreichte er die Treppe, die nach oben zu meinem Zimmer führte. Ich hingegen blieb kurz zurück, um die von Alala liegen gelassenen Pergamentstücke und ihren Kohlestift einzusammeln.

Auf dem Weg zur Treppe bemerkte ich, wie die Gäste der Taverne sich bückten, um die von Kurkins Schweif abgestoßenen Federn aufzuheben – vermutlich, um daraus Amulette zu machen. Wann würde das Schicksal sie schließlich je wieder mit einem echten Griffonen zusammenbringen?

Mit einem leichten Lächeln begann ich, die Treppe hinaufzusteigen, wobei ich aus Versehen den plötzlich aufgetauchten Künstler Agapitos streifte, der eifrig mit seinem Zeichenstift über seine Skizzenplatte flog. Ich gebe zu, dass mir die unerwartete Aufmerksamkeit der ansonsten rauen Griechen schmeichelte.

Als ich mein Zimmer erreichte, fand ich Alala fröhlich auf dem Bett hüpfend vor, während Kurkin dort saß. Als sie mich sah, ließ sie sich neben Kurkin auf die Matratze plumpsen und klopfte mit ihrer Hand einladend auf die andere Seite, um mir zu bedeuten, mich zu ihnen zu setzen.

„Ich habe alles durchdacht“, begann Alala ohne Vorrede. „Ich werde die Sprache der Griffonen lernen und die

Anführerin von Griffonen, also die erste Griffonia werden. Papa sagt, dort, in der Welt der Griffonen, gibt es einen großen Fluss und viele Schätze. Griffon und ich werden dort spielen und im Fluss schwimmen. Und ich werde Papa und Ianta besuchen und ihnen Schätze mitbringen. Was sagst du, Kskris?“

Ehrlich gesagt, gefiel mir ihr Plan. Für ein abenteuerlustiges kleines Mädchen klang er durchaus verlockend. Doch da gab es ein Problem: er war nicht umsetzbar.

„Hör zu, Alala“, begann ich behutsam, „eines Tages müssen Griffon und ich in unsere Welt zurückkehren, aber du wirst für immer in unseren Herzen bleiben.“ Diese Worte meinte ich ehrlich.

„Worüber tuschelt ihr da?“ fragte Kurkin neugierig.

„Alala möchte mit dir in die Welt der Griffonen zurückkehren und für immer bei dir bleiben“, antwortete ich mit einem Seufzer. „Du wärst ihr Spielkamerad. Und sie meint es völlig ernst.“

„Das ist natürlich ein Problem“, sagte Kurkin und kratzte sich nachdenklich am Hinterkopf. „Das kleine Ding liebt Abenteuer. So war ich auch als Kind.“

„Ich werde ihr erklären, dass Griffone in einer Welt leben, in der es keinen Platz für Lebende gibt. So steht es zumindest in der Mythologie, wenn ich mich nicht irre.“

„Ja, und sag ihr auch, dass es dort für so ein fröhliches Mädchen wie sie langweilig wäre“, fügte Kurkin hinzu.

Alala saß still da und lauschte unserem Gespräch. Es schien, als würde sie verstehen, dass es um sie ging. Ich verstummte, und sie wandte sich mir zu, sah mich erwartungsvoll an.

„Griffin sagt, dass die Welt der Toten nicht der richtige Ort für dich ist, Alala. Und das stimmt. Was würde dein Vater sagen? Er wäre untröstlich. Und eines Tages wirst du erwachsen, wirst eigene Kinder haben und ihnen von deinem Freund, dem Griffonen, erzählen.“

„Ich werde niemanden stören, ich verspreche es! Und Papa werde ich doch besuchen, das habe ich doch gesagt!“ versuchte Alala uns zu überzeugen.

Ich schüttelte den Kopf.

„Nicht einmal anderen Göttern ist es erlaubt, diese Welt zu betreten“, erklärte ich ihr.

„Ehrlich, Kakris?“

„So viel ich weiß, ja.“

„Aber ihr werdet mich besuchen, oder? Dann werde ich Alala, die Griffonenbändigerin! Das ist auch toll, oder?“

Ich wollte sie nicht täuschen, indem ich ihr versprach, dass wir sie besuchen würden. Irgendetwas hielt mich davon ab – vielleicht, weil ich ihr kein Versprechen geben wollte, das ich nicht halten konnte. Stattdessen legte ich meinen Arm um ihre Schultern und drückte sie an mich. Auch mir war traurig zumute, bei dem Gedanken, sie in ihrer Zeit zurücklassen zu müssen.

Alala befreite sich aus meiner Umarmung und zog den geheimnisvollen Pergamentstreifen aus ihrer Tasche. Wir drei

beugten uns darüber. Das Pergament sah uralt aus. Wie alt mochte es sein? Und wie war es in Alalas Besitz gelangt? Und warum? Diese Fragen schossen mir durch den Kopf und weckten meine Neugier. Anscheinend gingen ähnliche Gedanken auch Kurkin durch den Kopf, denn er legte seinen breiten Schweif über die Knie – ein Zeichen von Unruhe und Ungeduld bei den Pteryxen.

„Was ist das?“ fragte ich. „Und woher hast du es?“

„Das ist ein magischer Pergamentstreifen aus dem Tempel der Aphrodite. Darauf stehen Zauberworte, mit denen man Freunde zurückholen kann. Das hat Ianta gesagt“, erklärte Alala.

„Ianta hat dir diesen Pergamentstreifen gegeben? Aus dem Tempel der Aphrodite?“ fragte ich ungläubig.

„Nein, nein“, winkte Alala ab. „Diesen Pergamentstreifen hat Demetra gekauft, Iantas Nachbarin, als sie im Tempel war. Ihr Verlobter ist verschwunden, und sie will ihn zurückholen. Es funktioniert bestimmt! Alle sagen, es hilft jedem! Und weißt du, wie viel sie dafür bezahlt hat?“

„Wie viel?“ fragte ich mechanisch.

„So viel!“ rief sie und breitete die Arme weit aus, um die Größe der Summe zu zeigen.

„Alala, du musst diesen Pergamentstreifen an Demetra zurückgeben. Du weißt doch, dass kluge Mädchen so etwas nicht tun“, sagte ich sanft.

„Natürlich, kluge Mädchen machen so etwas nicht. Ich habe ihn nur ausgeliehen, als Ianta und ich Demetra besucht haben. Ich schreibe alles ab und bringe ihn zurück,

versprochen. Du willst doch auch, dass wir uns wiedersehen, Kakris, oder?“

Ich war zutiefst berührt von Alalas Gefühlen und glaubte ihr ohne Weiteres, dass sie den Streifen zurückgeben würde. Sie würde sicherlich einen Weg finden, das unbemerkt zu tun. Außerdem war ich neugierig, genau wie Kurkin, der geduldig neben ihr auf dem Bett saß und seinen Schweif fest auf seinen Knien hielt – ein Zeichen seiner angespannten Aufmerksamkeit.

Alala begann vorsichtig, den geheimnisvollen Pergamentstreifen auf ihren Knien zu entfalten. Ich hatte noch nie einen solchen alten Streifen gesehen, geschweige denn einen aus dem Tempel der Aphrodite. Ich hätte nie gedacht, dass es dort Schriftrollen mit Liebeszaubern gab.

Wir beugten uns alle drei gespannt darüber, bereit, etwas Außergewöhnliches zu sehen. Plötzlich drangen laute Rufe und Schreie von unten, aus dem Schankraum der Taverne, zu uns herauf. Alala zuckte erschrocken zusammen und steckte den Pergamentstreifen hastig zurück in ihre Tasche.

Ich ging zur Tür und öffnete sie, um nach der Ursache dieses plötzlichen Tumults zu sehen. Schnell lief ich die Treppe hinunter und sah, wie sich eine Menge Krieger um Jorgos drängte, laut schreiend und einander unterbrechend. Ich bemühte mich, ihren Gesprächen zu lauschen, um herauszufinden, worum es ging. Immer wieder hörte ich die Worte „Neoklos“ und „Pydna“.

Der Name Pydna war mir bekannt; es war eine relativ große Stadt, einige Tagesmärsche von Pella entfernt.

Offensichtlich war etwas mit einem Neoklos aus Pydna geschehen, das die Krieger Jorgos' sehr beunruhigte.

Kreon trat zu mir und stellte sich mit in die Hüften gestemmtten Händen neben mich. Er seufzte und sagte: „Noch ein Ärgernis! Neoklos aus Pydna ist plötzlich bei unserer Stadt aufgetaucht und umstellt sie. Ein herbeigeeilter Wächter berichtete, dass sie planen, die Stadt einzukreisen und Jorgos' Kopf sowie all unsere Beute aus Babylon zu fordern.“

Vertraulich legte Kreon eine Hand auf meine Schulter und sah mir direkt in die Augen, sagend:

„Nimm diesen Neoklos mit dir in deine Welt, wo er hingehört, unter die Ungeheuer! Handle wie ein wahrer Hermes!“

Die letzten Worte sprach Kreon so laut, dass er die Aufmerksamkeit von Jorgos auf sich zog. Als dieser mich erblickte, wandte er sich direkt an mich:

„Hermes, es ist an der Zeit, dass ihr und der Griffon uns für unsere Gastfreundschaft dankt! Makendos und seine Bande können warten – ein weitaus gefährlicherer Gegner steht vor uns. Doch die Götter sind auf unserer Seite! Wir werden Alexanders Hauptstadt und all das verteidigen, was uns zusteht!“

Seine Ansprache an mich verwandelte sich unmerklich in eine flammende Rede, die den Kampfgeist seiner Krieger entfachen sollte. Während Jorgos' donnernde Stimme, nur unterbrochen von den kampfbereiten Rufen seiner

Gefährten, durch die Taverne hallte, widmete ich mich einer anderen, nicht minder dringlichen Aufgabe: Alala.

Unter keinen Umständen durfte sie allein gelassen werden, denn wer wusste, welche neuen Ideen in ihrem unruhigen Köpfchen keimen könnten?

Fast, als hätte er meine Gedanken gelesen, trat Diomedes mit besorgtem Gesichtsausdruck zu mir.

„Hör zu, Hermes“, begann er zögerlich, „wir haben ein weiteres Problem. Ich werde hier für eine Weile weg sein und habe keine Ahnung, was ich mit Alala machen soll. Ianta ist auch nicht da – so sieht es aus.“

Seine Stirn legte sich in Falten, und seine Augen flehten mich um Rat an. Ich wäre gern bereit gewesen, auf sie aufzupassen, aber sowohl Kurkin als auch ich waren ein wesentlicher Teil von Jorgos' Schlachtplan – und das wusste auch Diomedes. Wahrscheinlich erwartete er, dass ich eine Lösung vorschlug.

Ich wandte mich an Kreon, den Wirt der Taverne, der noch in unserer Nähe stand:

„Kreon, wir übergeben Alala in deine Obhut.“

Ich sprach mit fester Stimme, als hätte ich die Entscheidung bereits gefällt und es gäbe keinen Raum für Widerspruch. „Der Griffon wird zufrieden mit dir sein“, fügte ich hinzu, um meinen Worten Nachdruck zu verleihen.

Die Wirkung war durchschlagend: Kreons Augen begannen zu leuchten, und ein breites Lächeln breitete sich auf seinem Gesicht aus.

„Ich werde mich um Alala kümmern – zur vollen Zufriedenheit des edlen Griffonen!“ rief er aus.

Er richtete seinen Blick auf Diomedes und fügte hinzu:

„Deine Tochter ist in guten Händen. Und du? Geh zu Jorgos – er braucht jetzt jeden Krieger.“

Diomedes klopfte Kreon erleichtert auf die Schulter und schloss sich, nun beruhigt, den anderen an, die sich um Jorgos versammelt hatten.

Kreon aber verschränkte die Hände vor seinem Bauch, beugte sich leicht zu mir und sagte leise:

„Äh, Hermes, da ihr aus der Welt der Götter kommt ... ich hoffe, dass der Griffon, der Alala so gewogen ist, meine Mühen zu schätzen weiß und mich mit Gaben aus seiner Welt belohnt. Du verstehst, was ich meine?“

Sein Blick war abwartend, aber eindeutig. Natürlich verstand ich ihn – er dachte an die sagenhaften Schätze, die Griffone laut Legenden bewachten.

„Du wirst belohnt werden, entsprechend deinem Eifer“, erwiderte ich vage. „Wenn wir zurückkehren, werden wir Alala dazu befragen.“

Kreon schien zufrieden mit meiner Antwort. Er griff nach einem Krug Ziegenmilch und einer Tonbecher und machte sich auf den Weg zur Treppe, die zu meinem Zimmer führte, dabei zwinkerte er mir mit verschwörerischer Miene zu.

Ich hatte keinen Zweifel, dass Kreon seine Aufgabe hervorragend meistern würde. Er hätte vermutlich auch ohne die Aussicht auf eine Belohnung auf Alala aufgepasst – es entsprach einfach nicht seinem Wesen, eine Gelegenheit zur

Gewinnmaximierung verstreichen zu lassen. Doch die Aussicht auf eine mögliche Belohnung vom Griffonen würde ihn gewiss zu noch mehr Sorgfalt anspornen.

Kurz darauf trat Kurkin zu mir, stellte sich an meine Seite und beobachtete die Griechen, die sich um den zentralen Tisch versammelt hatten.

„Der Wirt ist oben bei Alala“, sagte er. „Ein sehr höflicher Mann, übrigens. Er hat mir einen respektvollen Gruß erwiesen und mit einer Handbewegung gezeigt, dass ich zu dir hinuntergehen kann. Ich denke, er wird sich um sie kümmern. Er scheint mich zu respektieren.“

Kurkin nickte bedeutungsvoll, schwang seinen Schweif in einer weiten Bewegung – ein eindeutiges Zeichen seiner Zufriedenheit. Ich entschloss mich, ihn über die Situation aufzuklären, bevor er Fragen stellte, und tat dies so knapp wie möglich.

„Ah, ich verstehe“, sagte Kurkin und nickte mehrmals. „Also wollen die Krieger aus einer anderen Stadt jetzt ihre ehemaligen Kameraden ausrauben. Sachen gibt’s!“

Ich fand, dass er die Lage prägnant und treffend zusammenfasste.

„Und wir werden von Jorgos gebraucht, um diesen selbsternannten Neoklos aus Pydna einzuschüchtern, indem wir ihn, wie sie sagen, ‚in eine andere Welt‘ mitnehmen. Gleichzeitig demonstrieren wir auch Makendos unsere Stärke, damit er weitere Angriffe auf Pella unterlässt“, fügte ich meine Überlegungen hinzu.

„Logisch“, stimmte Kurkin Jorgos' Plan zu. „Und was machen wir dann? Wohin bringen wir diesen Neklos – oder wie heißt er?“

„Neoklos“, korrigierte ich ihn. „Wir handeln wie immer Umständen entsprechend“, schlug ich vor.

„Wichtig ist nur, bleib in meiner Nähe, damit wir im Notfall zu zweit abhauen können.“

Nachdem wir uns auf dieses Vorgehen geeinigt hatten, verstummten wir – gerade rechtzeitig. Denn Jorgos, der seine Strategie mit seinen Kriegern besprochen und ihren Kampfgeist gestärkt hatte, wandte sich nun an uns:

„Griffon, du bist hier erschienen, um Alala, die Tochter von Diomedes, aus der Gefangenschaft von Makendos zu befreien. Und du, Hermes, der Helfer des Griffons, hast unsere Gastfreundschaft erfahren. Ich habe sogar mein Pferd geopfert – meinen geliebten Meteor –, nur um euch zu ehren.“

Hier stockte seine Stimme leicht, und einige seiner Gefährten seufzten und schüttelten den Kopf.

„Das Pferd wurde noch nicht gefunden“, flüsterte ich Kurkin zu.

„Neoklos aus Pydna hat Makendos gezwungen, die Schätze, die aus Babylon mitgebracht wurden, aus seiner Stadt Aigai zu bringen“, fuhr Jorgos fort. „Meine Späher berichten, dass er dasselbe nun von uns verlangt, während er unsere Stadt belagert. Er hat ein großes Heer aufgestellt, gut bewaffnet – es ist unwahrscheinlich, dass wir ihn besiegen können.“

Jorgos hielt inne und neigte sein Ohr zu einem frisch eingetroffenen Soldaten, offenbar einem der erwähnten Späher.

„Was sagt er?“ flüsterte Kurkin mir zu.

„Er spricht von Neoklos aus Pydna, der alle Schätze aus Babylon einsammelt. Soweit ich verstanden habe, leistet Makendos keinen Widerstand.“

Jorgos hob seine rechte Hand, um alle zur Ruhe zu bringen.

„Wir werden ebenfalls Truhen mit Schätzen vor die Stadttore bringen, um Neoklos in Sicherheit zu wiegen. Dann reiten wir ihm entgegen. Ich werde als Anführer auf einem Pferd sein, wie es sich gehört. Hermes und der Griffin folgen unauffällig, um nicht entdeckt zu werden. Ich werde Neoklos ablenken, indem ich ein Gespräch mit ihm beginne, und versuchen, ihn vom Pferd zu holen. Sobald ich die Worte ‚Wie du meinst, Neoklos‘ sage, greifen Hermes und der Griffon ihn an und bringen ihn mit Hilfe des magischen Knopfes in eine andere Welt, aus der Sterbliche nicht zurückkehren.“

Er blickte uns aufmerksam an, um sicherzustellen, dass wir ihn verstanden hatten.

„Indem ihr uns beschützt, schützt ihr auch Alala, die Liebling der Götter und Griffonen“, fügte Jorgos als zusätzlichen Anreiz hinzu. „Seid bereit, wenn die Schatztruhen vor die Stadttore gebracht werden.“

Jorgos setzte sich wieder an den Tisch und begann, sich mit seinen engsten Vertrauten zu beraten, darunter auch Diomedes. Ich nutzte die Pause, um Kurkin den Inhalt von Jorgos' Rede zu übersetzen. Nachdem er mir aufmerksam zugehört hatte, fragte Kurkin:

„Aber was bringt es, wenn nur ein einziger Feind verschwindet, selbst wenn es ihr Anführer ist? Jorgos hat doch selbst gesagt, dass sie viel mehr Krieger haben als er.“

„Der plötzliche Verlust ihres Anführers zusammen mit dem Furcht erregenden Griffonen wird Panik und Verwirrung in ihren Reihen auslösen“, erklärte ich. „Vergiss nicht, dass die Griechen – zumindest die alten, unter denen wir uns hier befinden – fest an ihre Mythen glauben. Dein unerwartetes Auftreten hat ihr Vertrauen in diese Geschichten nur gestärkt. Nach dem Verschwinden dieses Neoklos, den der Griffon entführt hat, wird sich wohl keiner mehr trauen, Pella anzugreifen. Schließlich will niemand den Zorn der Götter auf sich ziehen.“

„Klingt durchdacht“, stimmte Kurkin zu und kratzte sich am Hinterkopf. „Aber was machen wir mit diesem Neoklos? Wir können ja schlecht zugeben, dass wir keine echten Hermes und Griffon sind.“

„Weißt du, Kurkin, es ist gut, dass ich meinen Marker noch habe. Wenn es hart auf hart kommt, können wir verschwinden und in meine Welt zurückkehren. Falls wir in eine ausweglose Situation geraten. Nur...“ Ich verstummte, weil ich Kurkin nicht erschrecken wollte.

„Was heißt ‚nur‘?“ fragte er beunruhigt nach und begann mit dem Schwanz auf den Boden zu klopfen. „Geht es um Alala?“

„Jorgos hat indirekt angedeutet, dass sie irgendwie als Geisel gehalten wird. Oder ich habe es falsch verstanden, und es ist gar nicht so schlimm. Aber ich mache mir Gedanken, verstehst du?“ antwortete ich etwas unsicher.

„Vergiss deinen Marker“, sagte Kurkin. „Wir werden uns etwas einfallen lassen. Wie du immer sagst: Wir reagieren Umständen entsprechend.“

Wir schwiegen, um das Thema nicht weiter auszubreiten und uns nicht unnötig aus der Ruhe bringen zu lassen. Denn wir würden all unsere Konzentration brauchen, um wirklich „Umständen entsprechend“ zu handeln.

Die Tür der Taverne öffnete sich erneut, und ein Soldat trat ein. Er nickte Jorgos bedeutungsvoll zu und lief eilig zu ihm hinüber, um ihm leise etwas ins Ohr zu flüstern. Nachdem er ihm zugehört hatte, schlug Jorgos mit der Faust so laut auf den Tisch, dass alle verstummten, und begann zu sprechen:

„Neoklos ist höchstpersönlich vor unsere Stadttore geritten und fordert unsere Geschenke und die Übergabe der Stadt. Seine Krieger haben uns umzingelt und demonstrieren ihre Übermacht. Sie haben sogar ihre Katapulte herangeschafft und sind bereit anzugreifen.“

Ein Raunen und empörte Rufe unterbrachen seine Ansprache.

Jorgos hob die Hand und sprach noch lauter, um das Gemurmel zu übertönen:

„Außerdem suchen Neoklos' Männer nach dem Griffonen und Hermes, die sich im Wald verirrt haben!“

Er begann zu lachen, und sein Lachen wurde von seinen Kriegern aufgegriffen, die höhnisch riefen:

„Narren! Sie wissen nicht, dass wir sie längst gefunden haben!“ – „Den Griffonen suchen sie! Das wird ein Spaß!“

„Der Griffon weiß, was zu tun ist!“ rief Jorgos und warf uns einen eindringlichen Blick zu.

Alle Blicke richteten sich auf uns.

„Enttäuscht uns nicht“, sagte Diomedes flehentlich und sah uns mit verzweifelter Blick an. „Alala ist alles, was mir geblieben ist!“

„Und unsere Familien!“ riefen die anderen Krieger. „Ach, wären es nicht so viele, wir hätten sie längst in die Flucht geschlagen!“

Kurkin und ich standen etwas überfordert da. Hätten sie doch nur gewusst, dass mein Broschen-Kommunikator – oder wie sie es nennen würden, der „Zauberknopf“ – verloren gegangen war! Aber das durften sie besser nicht erfahren. Zum Glück hatte ich meinen Marker noch, aber würden wir wirklich feige verschwinden und die Bewohner der Stadt Pella im Stich lassen, um sie der Gnade dieses Neoklos aus Pydna zu überlassen? Warum konnten sie nicht einfach stillhalten? Die Beute aus Babylon reichte doch für ein sorgenfreies Leben für alle.

Ich dachte an Alala, die in meinem Zimmer unter der Obhut von Kreon war, und seufzte tief. Kurkin bemerkte meine Stimmung, stieß mich leicht in die Seite und flüsterte: „Hab keine Angst, wir werden uns etwas einfallen lassen. Bleib einfach dicht bei mir.“

Ich nickte zustimmend. Ja, genau – “nach den Umständen handeln” und dabei zusammenhalten.

Mein Nicken deuteten die Anwesenden als ein Zeichen unseres Einverständnisses und begannen lautstark zu rufen: „Ala-ala-Alala!“, um ihre Kampfmoral zu stärken.

„Möge Neoklos im Reich der Toten vergehen, dorthin getragen vom Griffonen! Zum Warnzeichen für all unsere Feinde!“ rief Jorgos begeistert. „Jetzt ist es an der Zeit, uns wie besprochen aufzustellen und Neoklos entgegenzutreten. Der Griffon und Hermes gehen hinter der Prozession und werden von Diomedes geschützt.“

Nachdem er die letzten Anweisungen gegeben hatte, machte sich Jorgos, begleitet von zwei Wachen, auf den Weg zum Ausgang der Taverne. Draußen hörten wir das Schnauben des Pferdes, das für ihn bereitstand. Hinter ihm stellten sich die Krieger in drei Reihen ein. Wir schlossen uns am Ende des Zuges an, während Diomedes uns begleitete.

Er legte mir vertraulich eine Hand auf die Schulter und flüsterte: „Das vereinbarte Signal ist: ‚Wie du meinst, Neoklos.‘ Vergesst das nicht.“ Seine Stimme war leise, aber ich hörte deutlich die Anspannung und die Sorge darin. Ich verstand ihn nur zu gut: für die Griechen war Kurkin, den sie für den Griffonen hielten, deren vielleicht einzige Hoffnung,

um Neoklos' gewaltige Armee zu besiegen. Diese stand gegen eine kleine Truppe Verteidiger von Pella – und gegen ihre Bewohner, unter ihnen auch die kleine Alala, die Kurkin und ich längst ins Herz geschlossen hatten.

Schweigend folgten wir dem Trupp von Jorgos. In mir herrschte eine unruhige Leere, weil ich keine Ahnung hatte, wie wir uns aus dieser Lage befreien sollten. Denn wir beide waren das Herzstück des Plans, den Jorgos und seine Männer geschmiedet hatten.

Entlang des Weges, den wir in völliger Stille marschierten, gingen Fackelträger, die uns den Weg beleuchteten. Der vertraute Pfad zu den Stadttoren kam mir heute unendlich lang vor, vielleicht wegen der dunklen Gedanken, die mich beschwerten.

Ich warf einen Blick zur Seite auf Kurkin, der in ungewohnt langsamen Schritten neben mir ging. Als er meinen Blick bemerkte, lächelte er aufmunternd:

„Wir handeln nach den Umständen, Kris. Irgendwas wird uns schon einfallen.“

Er schüttelte seinen Kopf und schlug fröhlich mit dem Schweif aus, dass Diomedes fast aus dem Gleichgewicht kam und den Rest des Weges vorsichtshalber mit etwas Abstand hinter uns blieb.

Am Tor hielten wir an. Ich schob mich ein wenig zur Seite, um zu sehen, warum wir stehen geblieben waren. Vor den Toren standen zwei große Truhen voller Schätze. Die starken Arme der Wachen packten sie, hoben sie an, und die Tore

öffneten sich knarrend. Jorgos ritt mit erhobenem Haupt hinaus, gefolgt von den Wachen mit den Truhen.

Als wir uns schließlich draußen auf dem offenen Feld vor der Stadtmauer befanden, trat Diomedes vorsichtig an mich heran und wich dabei Kurkins Schweif aus, der über der kalten Erde hin und her pendelte.

„Sag dem Griffonen, er soll den Kopf einziehen – man darf ihn nicht sehen“, flüsterte er mir ins Ohr.

„Kurkin, bück dich ein wenig, damit dich niemand hinter den Soldaten sieht“, bat ich meinen Freund-Pteryx.

Er gehorchte sofort und zog dabei auch die Beine etwas ein.

„Hoffentlich ist das bald vorbei – so zu stehen ist echt unbequem“, murmelte er leise und klang dabei fast klagend.

„Du kannst dich setzen“, riet ich ihm. „Anscheinend gehen wir nicht weiter. Hier warten wir auf das Signal.“

„Sobald wir an der Reihe sind, stoß mich an, und ich springe los!“ sagte er voller Entschlossenheit.

„Abgemacht“, flüsterte ich zurück.

Ich musste zugeben, dass Kurkin recht hatte. Sein plötzlicher Sprung aus dem Schutz der Kriegerreihen würde den Feind sicherlich überraschen. Danach würden wir improvisieren. Einen besseren Plan hatte ich auch nicht.

Kurkin ließ sich auf den Boden sinken, legte seinen Schweif über die Knie und hielt ihn mit beiden Händen fest. Ich konnte sehen, dass auch er nervös war. Ich lehnte mich ein wenig vor, um über die Schultern der Krieger vor mir zu spähen und zu beobachten, was geschah.

Zu Jorgos ritt ein Reiter heran, stolz aufgerichtet im Sattel. Sein Gesicht war unter einem dichten Bart verborgen. Die flackernden Fackeln warfen eine unruhige, zitternde Silhouette seines Umrisses auf den Boden.

„Du hast eine kluge Entscheidung getroffen, Jorgos!“ dröhnte die Stimme über die Reihen der still gewordenen Krieger hinweg. „Du hast dich meinen Befehlen immer gefügt, als du noch unter meinem Kommando in Alexanders Heer gedient hast! Gute Gewohnheiten sollte man pflegen, nicht wahr, Jorgos?“ sagte er mit beißendem Spott und brach in schallendes Gelächter aus.

Ich hielt den Atem an und erwartete eine heftige Reaktion von Jorgos. Doch er saß wie versteinert im Sattel und ließ die Demütigung vor seinen Männern über sich ergehen.

„Möchtest du vielleicht einen Blick auf unsere Schätze werfen, die wir aus Babylon mitgebracht haben?“ fragte er mit leiser, fast zitternder Stimme, bemüht, seine Wut zu verbergen.

„Ich werde alles überprüfen, keine Sorge!“ erwiderte Neoklos selbstgefällig. „Wir haben bereits ein Geschenk aus Aigai von Makendos erhalten. Es ist gut, gehorsame Verbündete zu haben! Und schließlich – jemand muss über Hellas wachen, bis Alexander zurückkehrt. Aber wer weiß, wann das sein wird? Wir brauchen eine starke Hand – meine Hand! Und das weißt du ebenso gut wie ich!“

Selbst im schwachen Licht der Fackeln konnte ich sehen, wie Jorgos die Lippen zusammenpresste, um seinen Zorn nicht zu zeigen. Doch er blieb beherrscht und versuchte

weiterhin, Neoklos dazu zu bringen, abzustiegen, um es uns leichter zu machen, ihn zu überwältigen. Zumindest war das der Plan.

Plötzlich erklangen das Rattern von Hufen und laute Rufe eines heranreitenden Mannes. Alle Köpfe drehten sich in die Richtung des Geräuschs. Der Reiter stürmte auf uns zu, während Pfeile, abgeschossen von Neoklos' Bogenschützen, an ihm vorbeizischten.

„Nicht schießen!“ rief der Reiter. „Ich bin es – Linos! Ich bringe eine wichtige Nachricht für Neoklos!“

Er war nun ganz nah, und die Bogenschützen hörten auf, aus Angst, ihren Anführer zu treffen.

Linos richtete sich im Sattel auf, schenkte Jorgos keinen Blick und sprach mit unterwürfigem Lächeln zu Neoklos:

„Erkenne meine Bemühungen an, Statthalter Alexanders. Ich habe mein Leben riskiert, um dich zu warnen. Während du hier verhandelst, ist Makendos aus Aigai auf dem Weg zu deiner Stadt Pydna. Er will sich an dir rächen und seinen Anteil der babylonischen Beute zurückholen.“

„Was hast du gesagt?“ brüllte Neoklos. „Wie konnten sie es wagen?“

„Wenn du willst, zeige ich dir den Weg, auf dem Makendos mit seinen Gefolgsleuten reitet. Sieh meine Loyalität – mehr Belohnung brauche ich nicht!“

„Ein Verräter bleibt ein Verräter!“ konnte Jorgos seine Empörung nicht länger unterdrücken. „Er hat uns verraten, und jetzt verrät er Makendos!“

Er zog wütend sein Schwert. Mehrere Krieger stürzten sich auf Linos. Einer griff nach den Zügeln seines Pferdes. Neoklos' Soldaten versuchten, es ihm zu entreißen. Das geordnete Kriegeraufgebot verwandelte sich in ein Chaos.

Kurkin erhob sich und beobachtete mit großen Augen die Szene.

„Kris, das läuft nicht nach Plan. Was passiert da?“

„Linus hat sich Neoklos angeschlossen“, antwortete ich bitter. „Jorgos wird es schwer haben.“

Plötzlich bäumte sich Linos' Pferd auf, warf ihn ab und schlug mit den Hufen gegen eine der Schatztruhen, sodass sie polternd umkippte und der Inhalt auf den Boden fiel. Gold und Juwelen flogen durch die Luft. Das Rumpeln der Truhe erschreckte die anderen Pferde, die zu wiehern und auszuschlagen begannen.

Da stieß Kurkin mich an und zeigte in Richtung der Hügel. Ein Pferd näherte sich in rasendem Tempo.

„Das ist Meteor!“ rief er freudig. „Er hat die anderen Pferde gehört und kommt zu uns!“

Meteor galoppierte heran, und erst, als er fast mitten im Getümmel stand, bemerkten ihn die Krieger.

„Meteor!“ rief Jorgos und versuchte, zu ihm zu gelangen, war jedoch von der Menge umringt.

Neoklos sprang vom Pferd, packte Meteors Zügel und zog sein Schwert. Er hielt es an den Hals des Tieres und brüllte:

„Ergib dich, Jorgos, sonst opfere ich dein Pferd!“

Kurkin sprang vor, schwenkte drohend die Arme und machte zwei gewaltige Sprünge auf Neoklos zu. Bevor dieser

reagieren konnte, packte Kurkin ihn, warf ihn über Meteors Rücken und schwang sich selbst in den Sattel. In einem Augenblick war er mit Neoklos davon.

Einen Moment lang herrschte völliges Schweigen, dann rief jemand:

„Der Griffon hat Neoklos fortgetragen!“

Jorgos richtete sich stolz auf und rief:

„Der Griffon hat ihn ins Reich der Toten getragen! So ergeht es jedem, der uns angreift! Und Hermes, sein Helfer, wird es bezeugen!“

Die Soldaten Jorgos' umringten mich, hoben mich hoch und trugen mich nach vorn. Vor den eingeschüchterten Gegnern hob ich die Hand, runzelte streng die Stirn und rief:

„So ergeht es allen, die Pella, die Heimat Alexanders des Großen, angreifen!“

Die Krieger Neoklos' ließen ihre Schwerter sinken und zogen sich zurück. Ein vielstimmiges „Ala-ala-Alala!“ hallte über das Feld, gefolgt von lautem Gelächter, als die Gegner fluchtartig davoneilten.

Jorgos sah mich von seinem Pferd aus an und sagte:

„Danke, Hermes! Jetzt weiß ich, dass die Götter auf unserer Seite stehen und uns ihre Diener gesandt haben – dich und den Griffonen!“

Da erklang Linos' Stimme hinter einer umgestürzten Schatztruhe:

„Ich wusste, dass Jorgos unbesiegbar ist! Ich habe dir doch gut geholfen, oder?“

Er lächelte unterwürfig, aber Jorgos musterte ihn mit Verachtung.

„Das Volk von Pella wird über dich urteilen, Verräter. Führt ihn ab!“

Zwei Krieger packten Linos und brachten ihn zu den Stadttoren.

Jorgos erteilte Befehle, die verstreuten Schätze einzusammeln und die Wachposten zu verstärken. Dann kehrten wir in die Stadt zurück. Die Krieger umringten mich und löcherten mich mit Fragen über Neoklos' Schicksal im Reich der Toten. Doch ich hörte kaum zu, denn meine Gedanken waren bei Kurkin. Wohin ist er geritten und was wird mit ihm passieren? Und wie würde er mit Neoklos fertigwerden?

In Gedanken versunken über die möglichen Folgen von Neoklos' Verschwinden für die Beziehungen Pellas zu den benachbarten Städten bemerkte ich nicht, wie Diomedes sich mir näherte und die neugierigen Krieger mit ihren bohrenden Fragen vertrieb.

„Lasst ihn in Ruhe“, sagte er und wedelte mit den Armen. „Sonst werdet auch ihr dorthin gebracht, woher keiner zurückkehrt.“

Wir waren fast bei der Taverne angekommen, als ich plötzlich stehen blieb. Ein Entschluss formte sich in mir: ich musste zurückgehen und Kurkin suchen.

„Diomedes, pass bitte auf Alala auf. Sie schläft bestimmt schon“, sagte ich. „Ich gehe zurück und suche den Griffonen.“

„Wie das? Du willst ihn suchen?“ fragte Diomedes verwirrt. „Du weißt doch, er ist in einer anderen Welt!“

„Und ich gehe einfach dorthin“, antwortete ich mit einem Seufzen. „Ich will nur sicherstellen, dass es ihm gut geht.“

„Aha, du wirst es schon wissen. Und wenn du zurückkommst, ich bin hier.“

Er zog sich seine warme Pelzjacke aus und legte sie mir über die Schultern.

„Es ist ein weiter Weg zu Fuß, und du sollst nicht frieren“, erklärte er.

Dankbar schüttelte ich ihm die Hand und drängte mich durch die zurückkehrenden Krieger in Richtung der Stadttore. Die Wächter erkannten mich sofort und traten ehrfürchtig zur Seite, um mir den Weg zu öffnen.

Ich hatte keine Ahnung, wo ich anfangen sollte, nach Kurkin zu suchen. Vielleicht kehrte er ja von selbst durch diese Tore zurück? Trotzdem konnte ich nicht zurück in die Taverne gehen, um mich auszuruhen, während Kurkin irgendwo da draußen im Dunkeln unterwegs war, verfolgt von Neoklos' Männern.

Am Stadttor entdeckte ich einige Wachen, die Feuer entfachten, um sich zu wärmen. Ich ging zu der Gruppe auf der rechten Seite vom Tor und fragte, ob ich mich dazusetzen dürfte.

„Natürlich, komm her!“ rief einer der Wachen freundlich.

„Mit Hermes als Verstärkung traut sich keiner hierher!“ scherzte ein anderer.

„Erzähl uns doch, wie es im Totenreich aussieht“, bat mich der erste Wächter und ließ sich am Feuer nieder.

Ich setzte mich zu ihnen und versuchte, mich an alte Geschichten über Griffonen zu erinnern. Meine Kenntnisse waren jedoch begrenzt, also fasste ich mich kurz und überließ den Rest der Fantasie meiner Zuhörer.

„Greifen sind nur Begleiter, die Menschen ins Totenreich bringen. Aber sie entscheiden nicht, was mit ihnen geschieht“, erklärte ich und blickte in die gespannten Gesichter der Wächter. „Tief unter der Erde fließen sieben Flüsse, und unsichtbare Wesen bestimmen, wer in welchen Fluss muss.“

Ich verstummte, weil ich nicht mehr wusste. Um nicht völlig unwissend zu wirken, nickte ich langsam und bedeutungsvoll.

„Jedem das Seine, wie könnte es anders sein“, murmelte ein Wächter und stützte seinen Kopf auf die Hand.

„Ja, genau so“, stimmte ein anderer zu. „Dann fährt Neoklos mit der Fähre über einen dieser Flüsse und erlebt all das, was er anderen angetan hat, bevor er in den Tartar oder auf die Elysischen Gefilde kommt.“

„Erzähl, Periklos, wie sehen diese Gefilde aus und wie kommt man dorthin?“ fragte jemand neugierig.

Periklos, der sich behaglich ans Feuer setzte, begann:

„Es gibt sieben Flüsse, die alle auf der Erde entspringen. Doch niemand weiß, wo sie in die andere Welt fließen. Dort ist es schaurig und ausweglos. Von allen Seiten ist ein

lebendiger Ozean, der dich auf den Grund zieht, sobald du ihn betrittst – und was dort unten ist, will niemand wissen.“

Seine monotone Stimme und das Knistern des Feuers ließen mich allmählich einschlafen. Ich träumte von einem alten, ungepflegten Mann, der Bezahlung für die Überfahrt verlangte, und von sieben Flüssen, die in geheimnisvollem Grün leuchteten. Am Ufer brannten wärmende Feuer, an denen verlorene Seelen sich erholen konnten. Doch ich durfte nicht sitzen, bevor ich wichtige Fragen beantwortet hatte. Aber für wen waren diese Fragen wichtig? Für mich selbst vielleicht? Der Stimme, die mich fragte, fehlte jede Schwere – sie war dünn und aufgeregt, völlig fehl am Platz in dieser düsteren Welt.

„Kakris, Kakris, wach auf!“ Eine sanfte Stimme weckte mich, während mich jemand vorsichtig an der Hand zog.

„Kakris!“

Ich öffnete die Augen, schüttelte den Kopf und versuchte, die Reste des Schlafes abzuschütteln. Vor mir stand Alala, eingehüllt in einen dicken Pelzumhang. Ich blickte zum winterlichen Horizont, wo das kalte Morgenlicht der aufgehenden Sonne schimmerte, und mein Herz zog sich zusammen. Wie konnte ich so lange schlafen? Und wo war Kurkin?

„Alala, hast du den Griffon gesehen? Und warum bist du hier? Du solltest besser in der Stadt bleiben“, sagte ich besorgt.

Alala senkte beleidigt den Kopf und schob schmollend die Unterlippe vor.

„Ich bin hier mit Papa, und Ianta kommt bald zurück“, antwortete sie mit einem Blick aus ihren großen Augen. „Und ich kenne Zauberworte, um den Griffonen zurückzubringen. Er ist nie böse auf mich.“

Ich schaute mich um und entdeckte Diomedes, der in aller Ruhe mit den Wachen plauderte, dabei aber stets einen wachsamten Blick auf Alala warf.

Ein schlechtes Gewissen überkam mich, weil ich das Mädchen unabsichtlich verletzt hatte. Um es wiedergutzumachen, stand ich auf, strich ihr durch das Haar und wuschelte ihre sorgfältig gekämmten Locken durcheinander. Man sah sofort, dass Kreon, der Wirt der Taverne, sich gut um sie gekümmert hatte – sie war sauber, ausgeschlafen und wohlbehalten.

„Was für Zauberworte hast du, Alala? Zeig sie mir“, bat ich sie sanft.

Alala vergaß sofort ihren Groll, ihre Augen funkelten verschwörerisch. „Komm, wir gehen ein Stück zur Mauer, wo Papa uns nicht sieht.“

Wir gingen entlang der massiven Stadtmauer, um den neugierigen Blicken zu entgehen. Alala hielt an und zog stolz ein Pergament hervor, das sie unter ihrem Umhang verborgen hatte.

„Ich habe es genau abgeschrieben, als Kreon nach unten gegangen war, und dann habe ich es unter mein Kissen versteckt“, verkündete sie triumphierend und hielt mir das eingerollte Pergament hin.

„Das ist aus dem Tempel der Aphrodite?“ fragte ich erstaunt, während ich das Pergament vorsichtig entrollte, um es zu lesen.

„Natürlich! Ich habe es dir doch erzählt! Und wenn Ianta zurück ist, gehe ich mit ihr zu Demetra und lege es zurück. Ich weiß, wo es versteckt war“, flüsterte sie stolz. „Lies es!“

Ich begann zu lesen und konnte meinen Augen kaum trauen. Ich las und las die Zeilen immer wieder:

„Grüne Augen des Schicksals
Blicken durch die Jahrhunderte...“

Ich bewegte die Lippen leise beim Lesen, bis ich die letzte Zeile erreichte:

„Das schrieb Alala für einen Freund, damit wir uns wiederfinden. Stadt Pella.“

„Das habe ich dazugefügt“, erklärte sie und zeigte mit ihrem kleinen Finger auf ihre Unterschrift, wobei sie energisch nickte. „Damit die Götter wissen, wen sie zurückbringen sollen – meinen Freund, den Griffonen, und hierher, in unsere Stadt.“

Sie schaute mich an, offensichtlich erwartungsvoll, als ob sie für ihre Einfallsreichtum gelobt werden wollte, während ich stumm vor Überraschung dastand. All die Zeit hatte ich eine erwachsene Frau gesucht, die sich aus irgendeinem Grund von ihrem Geliebten getrennt und in ihrer Verzweiflung diese Zeilen verfasst hatte. Zeilen, die in meiner Welt und Zeit die Grundlage für ein beliebtes Lied bildeten – ein Lied, das meinen Chef, Otto Schneider, auf die Idee brachte, mich hierher zu schicken. Und das alles nur, weil der von mir aus

der Kreidezeit gerettete urzeitliche Pteryx Kurios sich als Dame entpuppte und ein Ei legte. Dieses Ei musste vor der übermäßigen Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit und der Journalisten geschützt werden. Wäre ich nicht hierher geschickt worden, hätte ich weder dieses wunderbare, ungewöhnliche Mädchen namens Alala kennengelernt noch versehentlich Kurkin den Dritten hierhergerufen.

Ja, ich hatte ihn tatsächlich herbeigerufen – mit meinem Kommunikator, der mir während meines Aufenthalts in der Welt der Pteryxe in die Hände gefallen war. Ich setzte ihn in einem Moment der Verzweiflung ein, als Alala und ich in feindlicher Gefangenschaft im Keller eingeschlossen waren. Wäre Alala Kurkin nicht begegnet – den sie felsenfest für einen Griffonen hielt, der gekommen war, um sie aus ihrer Gefangenschaft zu retten, – wäre sie nie auf die Idee gekommen, eine Pergamentrolle aus dem Tempel der Aphrodite „auszuleihen“. Diese Rolle, die die Verse enthielt, sollte schließlich helfen, die Liebe eines Menschen zurückzugewinnen.

Ich kann nicht mit Sicherheit sagen, dass all diese Gedanken genau in dieser Reihenfolge durch meinen Kopf gingen, aber die Essenz war dieselbe: und zwar, dass die Ereignisse meines Aufenthalts in der Kreidezeit und mein unbeabsichtigter Besuch in der Welt der Pteryxe hier, im antiken Makedonien, den Lauf der Geschehnisse genau so beeinflusst haben, wie sie sich jetzt entfalten.

„Sei nicht böse, Kakris, ich bringe den Pergamentstreifen zurück! Versprochen!“ sagte Alala besorgt und zog an

meinem Ärmel, als sie mein Schweigen missdeutete. „Und versteck ihn, sonst schimpft Papa!“

Ich steckte das Pergament in die tiefe Tasche meiner warmen Pelzhose und umarmte sie. Ich war überwältigt von einem Gefühl der Rührung – wohl auch, weil ich wusste, dass wir uns bald trennen würden und ich niemals erfahren würde, was aus ihr in diesen schwierigen Zeiten für ihre Stadt werden würde.

Plötzlich riss sich Alala aus meinen Armen und zeigte aufgeregt in die Ferne. Vor Freude hüpfend rief sie: „Es funktioniert! Meine Zauberworte wirken!“

Ein Reiter auf einem schwarzen Pferd kam auf uns zu, und schon von weitem erkannte ich den unverwechselbaren Umriss meines Freundes Kurkin. Sein langer Schweif schwang im Rhythmus des Galopps von der Seite des Pferdes hin und her.

„Der Griffon ist zurück! Der Griffon ist zurück!“ riefen die Wachen voller Begeisterung und liefen Kurkin entgegen, während sie mit den Armen winkten. Einer der Wächter stürmte durch das Tor in die Stadt, um den Bewohnern die frohe Botschaft zu überbringen.

Kurkin ritt direkt auf uns zu und zügelte das Pferd gekonnt.

„Das war ein Ritt! Wenn schon reiten, dann richtig!“ rief er lachend und grinste breit.

Er sprang behände von Meteors Rücken und tätschelte dem Tier die Flanke. Diomedes trat heran, griff nach den Zügeln und führte das Pferd zur Seite.

„Damit er nicht wieder durchgeht“, erklärte er mit einem Nicken.

Ich brannte darauf, zu erfahren, was mit Neoklos geschehen war und wo Kurkin die ganze Nacht gewesen war. Doch bevor ich ihn fragen konnte, versammelte sich eine immer größer werdende Menge um uns. Neugierige Augen, voller Ehrfurcht und Staunen, richteten sich auf Kurkin, den Griffonen, der ohne Neoklos zurückgekehrt war.

„Papa, geh ein Stück weg!“ rief Alala laut und sah Diomedes entschlossen an. „Ich muss mit meinem Freund dem Greifen reden! Ich lasse dich ja auch allein, wenn du mit Ianta alleine reden willst!“

Diomedes kratzte sich verlegen am Kopf, während ringsumher Gelächter und Scherze laut wurden. Schließlich zog er sich zurück und winkte den Umstehenden zu, ihm zu folgen.

Alala zog Kurkin bei der Hand mit sich und führte ihn zu einem ruhigeren Abschnitt der Stadtmauer. Ich folgte den beiden.

„Gib mir das Pergament mit den Zauberworten, Kakris“, bat Alala mit ernster Miene. „Wir müssen unseren Pakt besiegeln. Das ist wichtig.“

Ich reichte ihr das Pergament. Sie entrollte es und hielt es Kurkin vor die Augen, indem sie sich auf die Zehenspitzen stellte.

„Was ist das?“ fragte Kurkin und kniff seine runden Augen leicht zusammen, um die fremdartigen Zeichen besser erkennen zu können.

„Das sind Zauberworte“, erklärte ich. „Alala hat sie geschrieben, damit sie dich eines Tages wiedersehen kann.“

Kurkin legte seinen Kopf schief und schlug mit dem Schweif. Sichtlich gerührt strich er Alala mit der Hand über den Kopf.

„Sag ihr, dass ich sie auch vermissen werde“, sagte er sanft.

Doch Alala schob seine Hand weg und kramte geschäftig etwas aus einer verborgenen Tasche unter ihrem Umhang hervor.

„Das habe ich heute Morgen gefunden, während Kakris geschlafen hat“, erklärte sie stolz. „Da waren noch rote Steine, aber ich habe nur die grünen gesammelt, weil es in den Zauberworten von grünen Augen die Rede ist.“

Sie öffnete ihre kleine Hand und zeigte uns zwei smaragdgrüne Ohrringe – genau die, nach denen ich gesucht hatte, als ich hierherkam. Mein Gesichtsausdruck verriet wohl mein Erstaunen, denn Alala begann hastig zu erklären:

„Wenn man genau sucht, findet man hier überall verstreute Steine. Und wenn sie einfach so rumliegen, gehören sie doch niemandem, oder?“

Da wurde mir alles klar: Die wertvollen Juwelen, die in der Nacht zuvor durch die Hufe der Pferde aus den Kisten geschleudert worden waren, waren nicht alle gefunden worden. Im Dunkeln, nur im Licht der Fackeln, war es unmöglich gewesen, sie alle aufzusammeln. Sicher würden die Bewohner Pellas noch lange Zeit auf Schätze stoßen und ihren Besitz damit bereichern.

Während ich in meine Gedanken vertieft war, wickelte Alala einen der Ohrringe behutsam in das Pergament mit den „Zauberworten“ ein und legte den anderen in Kurkins Hand. Das Pergament knisterte und riss an einigen Stellen, doch das störte sie nicht im Geringsten.

„Das ist das Zeichen, dass du immer mein Freund bleibst, Griffon, und mich nicht vergisst. So hat es Papa mir beigebracht. Er nimmt immer eine meiner kleinen Puppen mit auf seine Reisen – aber das ist ein Geheimnis, niemandem verraten!“ Sie legte den Zeigefinger auf die Lippen und öffnete ihre Augen weit, als ob sie ein großes Geheimnis preisgab.

Dann blickte sie nachdenklich auf das zusammengerollte Pergament. „Wo soll ich es bloß verstecken? Zu Hause findet es bestimmt jemand“, überlegte sie laut.

Kurkin und ich schauten sie sprachlos an, überwältigt von ihrem Einfallsreichtum. Alala drehte sich zur Stadtmauer um, fand eine schmale Spalte zwischen den Steinen und schob den kleinen Bündel behutsam hinein.

„So, das wäre erledigt!“ sagte sie erleichtert und klopfte sich die Hände an ihrem Umhang ab. Sie legte ihre Hand auf Kurkins Faust, die den smaragdfarbenen Ohrring umschloss. „Verlier ihn nicht, Griffon! Wir müssen unsere Steine wieder zusammenfügen, wenn wir uns das nächste Mal sehen. Das wird unser Zeichen!“

Kurkin, der sie offenbar verstanden hatte, steckte den Ohrring sorgsam in eine verborgene Tasche seiner Toga. Dann beugte er sich zu ihr hinunter, drückte sie kurz und

setzte sich mit einer geschmeidigen Bewegung auf Meteors Rücken, wobei er Alala vor sich setzte. Ihr strahlendes Lachen hallte durch die Luft.

Wir bewegten uns mit der wachsenden Menge auf die Stadt zu. Diomedes kam uns entgegen und rief: „Alala, willst du nicht lieber neben mir gehen? Der Griffon ist sicher erschöpft.“

„Lass sie, Diomedes“, antwortete ich an ihrer Stelle. „Der Griffon trägt sie gern.“

Diomedes, sichtlich stolz auf seine Tochter, stimmte rasch zu.

„Was für eine Tochter ich habe!“ rief er und wandte sich der Menge zu, die uns begleitete. Mit einer Geste zeigte er auf die lachende Alala, die Kurkin fest umarmte und ihren Kopf auf seinen gefiederten Nacken legte.

„Heil dir, edle Alala, Bezwingerin der Griffonen!“ rief jemand.

Die Menschenmenge wuchs, und immer mehr Bürger von Pella begleiteten uns durch das Stadttor und hin zur Agora.

Kurkin beugte sich zu mir hinunter und flüsterte:

„Schade, dass wir sie verlassen müssen. Vielleicht könnten wir noch ein bisschen bleiben?“

Ich schüttelte den Kopf.

„Wir dürfen auf keinen Fall länger hierbleiben“, sagte ich eindringlich und erklärte: „Wenn wir bleiben, vertiefen wir unsere Bindung zu ihnen und könnten ihr Leben nachhaltig verändern. Sie könnten uns als Teil ihrer Gemeinschaft ansehen, was ihr gesellschaftliches Gefüge verzerren würde.“

Jetzt sind wir für sie nur mythische Gestalten, die ihre Aufgabe erfüllt haben und zurückkehren müssen. Deshalb sind sie hier versammelt – um uns zu verabschieden.“

Kurkin seufzte und nickte traurig.

„Du hast recht“, gab er zu. „Aber können wir Alala nicht einfach mitnehmen?“

Als sie ihren Namen hörte, hob Alala begeistert den Arm und rief laut: „Alala! Wir haben gesiegt! Papa, lauf neben uns!“

Die Menge wiederholte ihren Ruf: „Alala! Doxa ston Gryfono! (Ruhm dem Griffonen!)“

Ich blickte zu Kurkin hinauf und rief laut genug, um den Jubel zu übertönen:

„Schau dir das an! Sie feiern Alala wie eine Heldin! Wir würden ihr keinen Gefallen tun, sie aus ihrer Welt zu reißen. Sie gehört hierher – zu dieser Zeit und zu diesen Menschen. Das weiß sie selbst, und deshalb hat sie ihre ‚Zauberworte‘ geschrieben, in der Hoffnung, uns irgendwann wiederzusehen.“

Kurkin sah sich um, betrachtete die Menschen und das fröhliche Treiben und lächelte breit: „Ich glaube, diese alten Griechen haben gerade einen neuen mythischen Helden dazugewonnen!“.

Während ich Alala betrachtete, die das ihr entgegengebrachte Lob und die Aufmerksamkeit sichtlich genoss, spürte ich einen bittersüßen Stich im Herzen. Ich wusste nicht, wie ihr Leben weiter verlaufen würde, doch ich war sicher, dass sie jede Herausforderung meistern würde.

Trotzdem wusste ich schon jetzt, dass ich sie vermissen würde.

Den Rest des Weges verbrachte ich in Gedanken. Mein Aufenthalt hier hatte unweigerlich zahlreiche Regeln der Zeitreisenden verletzt: Ich hatte aktiv in die Ereignisse eingegriffen, mich mit den Bewohnern angefreundet, vor allem mit Alala, und sogar Kurkin den Dritten aus seiner Welt der Pterixe hierher geholt, indem ich den geheimen Kommunikator-Broschen aktiviert hatte. Wenn Otto Schneider davon erfuhr – und das würde er unweigerlich – würde er sicher drastische Maßnahmen ergreifen und mich womöglich entlassen. Der Verlust meiner Arbeit, die ich liebte, machte mir Angst. Doch ich hatte keine Wahl: ich konnte Kurkin unmöglich hierlassen. Ich würde versuchen, Schneider von der Richtigkeit meiner Entscheidungen zu überzeugen. Ja, genau das würde ich tun!

Meine Überlegungen wurden durch die laute Stimme von Jorgos unterbrochen, die mich zusammenzucken ließ:

„Bewohner von Pella! Dank des Eingreifens des Griffons und seines Begleiters Hermes, gesandt von den allmächtigen Göttern, haben wir den Angriff unserer von Gier und Torheit verblendeten Feinde abgewehrt! Doxa ston Gryfono! – Ruhm dem Griffonen! Ruhm Hermes!“

Ich blickte mich um und sah, dass wir bereits die Agora erreicht hatten. Die Menschen standen dicht gedrängt – ganze Familien mit Kindern, die begeistert riefen. Es schien, als sei der gesamte Ort auf den Beinen, um uns willkommen zu heißen.

Nicht weit entfernt entdeckte ich Kreon, der versuchte, die Menschen im ersten Reihenabschnitt zurückzuhalten.

„Ich glaube, es ist Zeit“, sagte Kurkin leise und hob Alala vorsichtig von dem Pferd. Sanft übergab er sie an Diomedes, der neben uns stand. Dann sprang er behände vom Rücken Meteors und führte das Pferd an den Zügeln zu Jorgos. Die Menge verstummte ehrfürchtig, als wäre dies Teil eines uralten Rituals. Ich zog die Pelzjacke aus, die mir Diomedes geliehen hatte.

„Nein, nein“, sagte er und schüttelte den Kopf. „Behalte sie als Andenken, Hermes. Und danke für Alala.“

Alala streckte die Arme zu mir aus. Diomedes setzte sie auf den Boden, und sie lief zu mir, umarmte mich und drückte ihren Kopf fest an meinen Bauch. Ich strich ihr sanft über das Haar.

„Es ist Zeit für uns, edle Alala, zurückzukehren. Sei ein braves Mädchen“, sagte ich sanft und schob sie behutsam zurück zu ihrem Vater.

Ich ging zu Kurkin, der nun neben Jorgos stand.

„Wie sagt man ‚Danke, Freunde‘ auf ihrer Sprache?“ fragte er leise.

„Efcharistó, agapitoi filoi“, flüsterte ich ihm ins Ohr.

Kurkin hob die Hand zum Gruß, schlug mit dem Schweif aus und rief laut: „Efcharistó, agapitoi filoi!“

„Es ist soweit“, murmelte ich und strich mit dem Marker erst über Kurkins Hand und dann über meine eigene.

Die Menge, die Agora, die jubelnden Menschen – alles verschwand und wurde durch den staubigen Raum auf dem

Dachboden unseres Museums ersetzt, der als Start- und Landeplatz der Zeitmaschine diene.

Ich schloss instinktiv die Augen während des Übergangs zwischen den Zeiten und zögerte, sie zu öffnen. Ich wusste, dass Otto Schneider uns erwartete, und ich fürchtete die unvermeidliche Konfrontation.

Doch als ich ein leises „Ah!“ hörte und das Geräusch eines fallenden Körpers, öffnete ich erschrocken die Augen. Mein Chef saß mit offenem Mund und weit aufgerissenen Augen auf dem Boden. Neben mir stand Kurkin, immer noch mit erhobener Hand zum Gruß. Seine Toga war zerknittert und mit braunen Flecken beschmutzt – etwas, das ich erst jetzt bemerkte. Er begann nervös, mit seinem Schweif auf den Boden zu klopfen, und einige Federn lösten sich und schwebten zu Boden. Eine Feder landete sanft auf Ottos Bein. Er nahm die Feder vorsichtig in die Hand und hielt sie vor sein Gesicht.

„Kris“, sagte Otto Schneider mit leiser, brüchiger Stimme, „ich bin verrückt geworden. Ich sehe Federn... und einen riesigen Kurios, der eine Toga trägt.“

Ich zwang mich zu einem breiten, beruhigenden Lächeln und sagte:

„Nein, Sie sind nicht verrückt geworden. Und wir haben meinen Auftrag erfolgreich abgeschlossen.“

Kurkin zog aus seiner inneren Tasche den smaragdfarbenen Ohrring hervor, öffnete die Handfläche und zeigte ihn Schneider. Der streckte den Hals vor, um den Ohrring genauer zu betrachten, und stützte sich mit den

Händen ab, um sich langsam aufzurichten. Er trat vorsichtig näher, nahm den Ohrring mit zwei Fingern und hielt ihn dicht vor seine Augen.

„Ja... das ist er, ohne Zweifel“, sagte er lächelnd und nickte mehrere Male, als wolle er seine eigenen Worte bestätigen.

Dann sah er sich um und bemerkte den Behälter neben uns.

„Da drin müsste das Räucherfleisch sein, zubereitet nach den Regeln der antiken griechischen Küche“, erklärte ich hastig. „Und mein Tarnumhang ist auch hier irgendwo. Ich habe ihn nicht aus dem Wirkungsbereich der Zeitmaschine gelassen.“

Otto Schneider nickte, musterte Kurkin jedoch weiterhin mit einem unverwandten Blick. Ich fühlte mich wie ein Schuljunge, der vor seinem strengen Lehrer steht, und schwieg lieber. Ich wusste nicht einmal, wo ich mit meinen Erklärungen anfangen sollte. Auch Kurkin schien sich unwohl zu fühlen, ließ seine Arme locker an den Seiten hängen und klopfte mit dem Schweif rhythmisch auf den Boden.

„Und wer... wer ist das? Etwa aus dem antiken Makedonien?“ fragte Otto Schneider und legte den Kopf schräg.

„Kurkin der Dritte, Bürger der Stadt Klarburg auf dem Planeten Pterra“, sagte Kurkin plötzlich mit klarer Stimme.

Ich blinzelte überrascht. Ich hatte ihn nie gefragt, wie Pterixe ihre Heimatplanet nennen. Ein Hauch von Scham stieg in mir auf, und ich senkte den Kopf. Otto Schneider

machte einen Schritt zurück, den Smaragdohrring immer noch in der Hand. Sein Blick war ein Gemisch aus Faszination und Ungläubigkeit.

Nach einer Weile bewegten sich seine Lippen stumm, dann sagte er:

„Wir müssen reden, Kris. Ich erwarte euch beide in meinem Büro.“

Mit schwankenden Schritten verließ er die Startplattform und ließ uns allein zurück. Kurkin atmete erleichtert aus und fragte:

„Und was jetzt, Kris? Wird es Ärger geben – wegen mir?“

Ich blickte in seine besorgten, runden schwarzen Augen und versuchte, ihn mit einem Lächeln zu beruhigen:

„Keine Sorge. Es war eine einmalige Erfahrung, und ich bin froh, dass du bei mir bist.“

Kurkin grinste breit. „Das war ein Abenteuer! Wirklich großartig, oder? Und jetzt handeln wir – na, du weißt schon – wieder nach den Umständen.“

Wir gingen in den Desinfektionsbereich. Ich duschte und zog meine Alltagskleidung an, die wie immer ordentlich auf einer Bank bereitlag. Kurkin musste erneut seine zerknitterte Toga und die staubigen Sandalen anziehen, aber das schien ihn nicht zu stören. Während er sich ankleidete, wedelte er begeistert mit dem Schweif, sodass mich Wassertropfen trafen.

„Ich sehe jetzt deinen richtigen Alltag! Stell dir vor – ich war noch nie außerhalb von Klarburg, und jetzt das! Erst die

Vergangenheit – und jetzt deine Welt!“ Sein fröhlicher Ton steckte mich an.

„Aber zuerst müssen wir einiges klären“, sagte ich und führte ihn zum Aufzug.

Im Büro von Otto Schneider stand unser Chef gedankenverloren vor einem der hohen Schränke neben dem Fenster. Die Vorhänge waren zugezogen, und der Raum war nur von zwei Stehlampen in den Ecken und einer Schreibtischlampe beleuchtet – ein sanftes, gedämpftes Licht, das eine geheimnisvolle Atmosphäre schuf.

Als er uns sah, öffnete er die Schranktür und zog eine dunkle Flasche mit einem kunstvoll gestalteten Etikett hervor.

„Ich muss mich setzen“, sagte Otto Schneider und stellte die Flasche auf den Schreibtisch. Aus einer Schublade zog er drei kleine Gläser hervor und stellte sie auf den Tisch. Dann ließ er sich in seinen Sessel sinken und lehnte sich zurück, während er Kurkin mit offenem Mund anstarrte. Schließlich schüttelte er den Kopf, als wollte er sich erinnern, und fügte hinzu: „Aber was mache ich da – setzt euch doch. Setz dich, Kris.“

Ich hatte meinen Chef noch nie so aufgewühlt gesehen. Selbst als er mir damals vom Ei des Pteryx erzählte, wirkte er nicht annähernd so fassungslos.

Kurkin und ich setzten uns auf die Stühle auf der anderen Seite des Schreibtischs und warteten ab. Ich war sicher, dass Schweigen momentan unsere beste Strategie war.

Otto Schneider öffnete die Flasche mit zitterigen Händen und füllte die Gläser.

„Einer der besten Cognacs aus meiner Sammlung. Ich habe ihn für besondere Anlässe aufgehoben.“

Ich warf einen Blick auf die Flasche: sie war staubbedeckt, mit einer geflochtenen Schnur versiegelt, und die elegante Etikette trug die Aufschrift „Louis XIII“. Der Duft des Cognacs war tief und würzig. Schneider leerte sein Glas mit einem einzigen Zug, atmete tief aus und wandte sich an Kurkin:

„Also, von welcher Planeten... Pterra, habe ich das richtig verstanden?“

Kurkin nickte. „Unsere Welt heißt Pterra, Herr... äh...“

„Nennt mich einfach Otto oder Schneider, ganz ohne Förmlichkeiten, Bürger von Pterra. Ich hätte nie gedacht, dass ich einmal mit einem Außerirdischen sprechen würde.“

Er goss erneut ein und bot auch uns an, den Cognac zu probieren. Kurkin nahm einen Schluck, verzog das Gesicht und schüttelte den Kopf.

„Das brennt ja bis in die Nase! Aber danke, Otto – sowas habe ich noch nie getrunken!“ sagte er hustend.

Otto ignorierte das und fuhr ernst fort:

„Ich gehe davon aus, dass euer Erscheinen außergewöhnlichen Umständen geschuldet ist. Mich interessiert vor allem: wo genau liegt Ihre Welt, und was hat Sie in unsere antike Makedonien geführt?“ Er betonte das Wort „unsere“. „Heißt das, dass Ihre Zivilisation – wie auch immer hochentwickelt – ebenfalls in der Lage ist, Zeitreisen zu unternehmen?“

Kurkin, der es nicht gewohnt war, gesiezt und so intensiv beäugt zu werden, wurde nervös und begann, seinen Schweif auf den Knien zu halten. Schließlich legte ich meine Hand auf seine Schulter und übernahm das Wort:

„Die Welt Pterra ist in einem Paralleluniversum – unsere Erde in einer alternativen Dimension. Dort existiert kein Homo sapiens. Die Primaten haben sich dort nicht zu Menschen entwickelt, sondern blieben auf ihrer primitiven Stufe. Stattdessen haben sich die Pterixe, deren Vertreter Kurkin ist, zu einer hochentwickelten Zivilisation weiterentwickelt. Ich war dort und kann das bezeugen.“

„Du? Warst? Dort? Du warst dort?“ Otto Schneiders Stimme bebte vor Unverständnis und Empörung. „Kris, was tust du während deiner Reisen in die Vergangenheit?!“

Ich verstand seine Aufregung und wusste, dass ich mich erklären musste.

„Nach meinem Aufenthalt in der Welt der Pteryxe habe ich alle Ereignisse sorgfältig dokumentiert. Ich kann Ihnen die Aufzeichnungen schicken – das wird Ihnen helfen, zu verstehen, was in Makedonien geschehen ist.“ Ich hielt kurz inne und fügte hinzu: „Übrigens: Ich wurde in Pterra äußerst freundlich empfangen. Ihre Gastfreundschaft ist beeindruckend.“

Otto Schneider musterte Kurkin, der während des gesamten Gesprächs still und bewegungslos geblieben war. Schließlich nickte er langsam.

„Entschuldigen Sie bitte, wenn ich zu grob gewirkt habe“, sagte er ruhiger. „Aber ich muss diese Situation verstehen.“

Ich kann keine Unordnung in so einer Angelegenheit wie der Zeitreise zulassen.“

„Ich verstehe“, erwiderte Kurkin. „Und ich bin froh, hier zu sein, im Land der fortgeschrittenen Primaten. Immerhin kenne ich außer Kris niemanden, der so klug ist.“

Bei diesen Worten konnte Otto Schneider ein Lächeln nicht unterdrücken.

„Jetzt kennen Sie zwei solcher klugen Menschen“, sagte er.

Kurkin bemerkte die Veränderung in der Stimmung meines Chefs und sagte:

„Bitte sehen mich nicht mit „Sie“ an, das ist mir ungewöhnlich irgendwie. Nennen mich einfach Kurkin. Und darf ich aus dem Fenster schauen?“

„Eigentlich habe ich die Vorhänge zugezogen, damit dich niemand sieht. Aber du kannst vorsichtig rausschauen“, antwortete Schneider und wechselte dabei mühelos zum „Du“.

Kurkin sprang mit einem Satz ans Fenster, hob seinen Schweif und schwang ihn langsam hin und her. Er schob den Vorhang zur Seite und beugte sich neugierig nach vorn, um die Aussicht zu betrachten. Ich erinnerte mich daran, wie ich selbst beim ersten Mal im Büro des Direktors des Instituts für Zeit, Dr. Kurio, genauso neugierig die Straßen von Klarburg betrachtet hatte.

„Erstaunliche Dinge geschehen in dieser Zeit“, sagte Schneiders Stimme und holte mich in die Realität zurück. „Ein Paralleluniversum, sagst du, Nachkommen von Kurios.

Ich muss sagen, du hast mein Interesse geweckt. Ich habe so viele Fragen, dass ich gar nicht weiß, wo ich anfangen soll.“

„Ich werde Ihnen eine Kopie meiner Aufzeichnungen schicken, sobald wir mit Kurkin bei mir zu Hause sind“, versicherte ich ihm. „Ich hoffe, ich habe die Ereignisse und meine Gedanken darin ausreichend verständlich geschildert.“

„Versteh mich nicht falsch, aber es ist keine Option, dass du mit Kurkin zu dir nach Hause gehst. Er muss versteckt werden. Stell dir nur vor, was passieren würde, wenn herauskäme, dass ein intelligenter Pteryx existiert und sprechen kann! Die Folgen wären unvorstellbar!“

Schneider verstummte und dachte nach. In meinem Inneren wusste ich, dass er recht hatte, also sagte ich nichts und stimmte ihm schweigend zu. Schließlich fasste er einen Entschluss und sagte:

„Ihr werdet in mein Gästehaus fahren – und ich werde euch persönlich dorthin bringen. Ich denke, es ist besser, wenn du unserem Gast Kurkin Gesellschaft leistest. In der Zwischenzeit werde ich deine Aufzeichnungen durchgehen, und du schreibst einen detaillierten Bericht – nichts darf ausgelassen werden – über das, was in der antiken Makedonien geschehen ist. Ich muss überprüfen, ob deine Abenteuer Auswirkungen auf unsere Gegenwart hatten.“

Plötzlich erinnerte ich mich an mein Gespräch mit dem Kurator des British Museum, wo der smaragdgrüne Ohrring, eingewickelt in ein antikes Pergament, aufbewahrt wurde. Ich

berichtete Otto Schneider kurz darüber und fasste zusammen:

„Der Ohrring und das Pergament wurden bei Ausgrabungen lange vor unserer Zeit entdeckt. Mein Aufenthalt im antiken Makedonien hat mir geholfen, die Ursache und die Umstände ihrer Existenz zu verstehen.“

„Es ist nicht so einfach“, entgegnete Schneider. „Du hast nicht nur gegen den Hauptkodex der Zeitreisenden verstoßen, indem du in den Verlauf der Ereignisse eingegriffen hast, sondern auch auf irgendeine unglaubliche Weise eine Verbindung zu einer anderen Dimension aufgebaut! Ich brauche Zeit, um das alles zu verstehen und eine Entscheidung zu treffen.“

Er sah nachdenklich zu Kurkin, der mit wachsendem Interesse die Straßen von oben betrachtete. Dann sagte er:

„Ich habe mich nie gefragt, wie mein prähistorischer Pterix Otto aussehen würde, wenn er intelligent wäre. Aber jetzt sehe ich es mit eigenen Augen. Sehr sympathisch, muss ich sagen.“

Ich nutzte diesen Moment seiner wohlwollenden Haltung gegenüber Kurkin, um ein weiteres Argument zu meiner Verteidigung vorzubringen. Schließlich stand meine Arbeit auf dem Spiel, die ich sehr schätzte. Ich war ehrlich zu mir selbst und wusste, dass meine impulsiven Handlungen alle Grenzen der Zeitreiseregeln überschritten hatten. Außerdem hatte ich bewusst Einzelheiten meines Aufenthalts in der Kreidezeit verschwiegen, als ich den prähistorischen Pteryx namens Kuriosum mitgebracht hatte, den mein Chef später in

„Otto“ umbenannte. Hinzu kam, dass ich absichtlich verschwiegen hatte, dass ich die Mesozoikum-Zeit gleich zweimal besucht hatte. Eine Strafe würde ich sicherlich nicht vermeiden können, aber vielleicht würde ich es schaffen, sie abzumildern, indem ich die Vorteile und zukünftigen Möglichkeiten betonte, die sich durch die Entdeckung einer alternativen intelligenten Zivilisation der Pteryxe eröffneten. Ich versuchte, meiner Stimme Nachdruck zu verleihen, als ich begann zu sprechen:

„Herr Schneider, dank unserer Zeitmaschine konnten wir ein Paralleluniversum entdecken, das sich von unserer Welt nur durch seine intelligente Zivilisation unterscheidet. Auf unserer Erde herrscht der Homo sapiens, dessen Vertreter wir beide sind. Auf dem Planeten Pterra leben intelligente Pteryxe, während die Primaten dort in ihrer Entwicklung stehen geblieben sind.“

Ich sprach bewusst nicht in der Ich-Form, sondern verwendete „wir“, um zu betonen, dass die Entdeckung des alternativen Universums ein gemeinsamer Erfolg war.

„Außerdem haben wir nicht nur diese neue Welt entdeckt, sondern auch die Möglichkeit erhalten, sie zu besuchen und Besucher von dort zu empfangen.“

An dieser Stelle zeigte ich mit der Hand auf Kurkin, der dem Gespräch aufmerksam lauschte und noch immer am Fenster stand.

Dann fuhr ich fort: „In der Welt der Pteryxe gibt es ebenfalls eine Zeitmaschine – was nur logisch ist, sonst hätte ich Kurkin den Dritten nicht treffen können.“

Schneider beugte sich neugierig über den Tisch und fragte:

„Du hast ihre Zeitmaschine gesehen?“

„Ja, natürlich. Ich bin direkt aus der Kreidezeit in ihre Welt geraten. Wir teilen mit den Pteryxen eine gemeinsame Vergangenheit, doch vor einigen Millionen Jahren trennten sich unsere Wege, und dann...“

„Eine gemeinsame Vergangenheit, sagst du?“ unterbrach mich mein Chef. „Das bedeutet, dass diese Parallelwelt der Pteryxe erst entstanden ist, als sich verschiedene Entwicklungsmöglichkeiten für intelligentes Leben ergaben.“

Er lehnte sich in seinem Stuhl zurück und wiegte nachdenklich den Kopf. Ich entschied mich, seine Überlegungen nicht zu unterbrechen. Ich hatte eine Ahnung, worüber er nachdachte. Diese Idee war mir selbst schon gekommen. Aber ich wollte hören, wie er sie in Worte fasste.

„Also bist du direkt aus der Kreidezeit in diese Welt der Pteryxe auf den Planeten Pterra gelangt, richtig?“ fragte er schließlich.

„Genau so war es, Herr Schneider“, bestätigte ich.

„Das bedeutet, sie haben dich mit ihrer eigenen Zeitmaschine ‚herausgezogen‘“, fuhr Schneider fort und dachte laut nach. „Das heißt, ihre Zeitmaschine war genau auf das Zeitfenster und den Ort eingestellt, an dem du dich in der Kreidezeit befandest. Aber warum war sie genau darauf abgestimmt?“ Er stellte sich die Frage selbst und beantwortete sie sogleich triumphierend: „Weil sie selbst dorthin gereist sind!“

Er lächelte zufrieden. Ich erwiderte sein Lächeln und schwieg. Er sollte diesen Schluss ganz für sich behalten dürfen.

„Dein Schweigen nervt mich, Kris“, sagte er plötzlich. „Es gefällt mir nicht, dass du mir deine Erlebnisse in der Welt der Dinosaurier verschwiegen hast. Ich muss über alles Bescheid wissen, was dir in der Vergangenheit widerfährt. Jetzt sag mir ehrlich: Bist du in der Kreidezeit einem Vertreter der Welt der Pteryxe begegnet?“

Er beugte sich leicht vor und sah mir eindringlich in die Augen.

„Ja, ich bin einem ihrer Vertreter begegnet“, antwortete ich knapp. „Die Details habe ich in meinen Aufzeichnungen festgehalten. Und ich gebe zu, dass es ein Fehler war, Ihnen diesen Umstand zu verschweigen. Aber ich hatte Angst vor einer Strafe und einem Verbot, weiter durch die Zeit zu reisen.“

„Das ist keine Entschuldigung“, entgegnete Schneider streng. „Aber andererseits... durch dich haben wir den Kontakt zu einer Parallelwelt entdeckt und etabliert.“

„Ganz genau“, warf Kurkin ein und trat näher. „Auch für uns ist das eine wichtige Entdeckung – ich meine für die Pteryxe.“

Er legte seine Hand auf meine Schulter und schenkte Otto Schneider ein breites Lächeln, während sein Schweif fröhlich hin und her schwang.

„Ein Nachfahre von Otto, stimmt's, Kris?“

„Ja, genau“, bestätigte ich. „Und wir hätten nie von ihnen erfahren – den intelligenten Nachkommen von Kurios, also von Otto – wenn ich nicht in unserer gemeinsamen Vergangenheit, der Kreidezeit, gewesen wäre.“

„In unserer gemeinsamen Vergangenheit, genau das!“ betonte Otto Schneider und legte Nachdruck auf das Wort „gemeinsamen“. „Wenn wir Kontakt zu ihnen halten, könnten wir sogar einen Treffpunkt auf unserem noch gemeinsamen Planeten vereinbaren. Stell dir vor, welche Möglichkeiten sich daraus ergeben!“

Seine Begeisterung über diese Perspektive war unübersehbar, und ich freute mich darüber, dass mein Chef endlich zu demselben Gedanken gekommen war, der mir auch schon im Kopf herumspukte.

„Aber zuerst muss ich deine Aufzeichnungen durchgehen, Kris. Danach werde ich unsere nächsten Schritte sorgfältig überlegen.“ Damit stand er auf und machte uns klar, dass das Gespräch vorerst beendet war. Dann wandte er sich an Kurkin und sagte:

„Willkommen in unserer Welt der intelligenten Primaten, Kurkin! Ich freue mich jetzt schon auf unser Gespräch, nachdem ich die Details eures Kennenlernens gelesen habe.“

„Ich freue mich auch, äh... Schneider, wirklich!“ rief Kurkin fröhlich, schwang seinen Schweif und zog meinen Chef in eine überraschende Umarmung, wobei er ihn fest an seine mit grauen Federn bedeckte Brust drückte. Otto, sichtlich überrumpelt von diesem Ausdruck der Freundschaft, klopfte

ihm unbeholfen auf die Schulter und stellte sich dabei auf die Zehenspitzen. Dann ging er voraus zum Aufzug und bedeutete uns mit einer Handbewegung, ihm zu folgen.

„Dein Chef ist streng“, flüsterte mir Kurkin ins Ohr, „aber er versteht einen.“

Mit dem Aufzug fuhren wir hinunter in die Tiefgarage des Museums. Als sich die Türen öffneten, blickte Otto Schneider vorsichtig hinaus und sah sich um. Als er sich vergewissert hatte, dass niemand in der Nähe war, führte er uns zügig zu einem schwarzen Wagen, der direkt neben dem Aufzug parkte. Er öffnete die Türen, und wir stiegen ein.

„Es wäre besser, wenn Kurkin hinten Platz nimmt und du, Kris, dich neben mich setzt“, schlug er vor.

Kurkin musste sich tief bücken, um sich auf den Rücksitz zu zwängen. Nach einigem Gerangel hatte er es geschafft, seinen langen Schweif auf seinen Knien zusammenzufalten.

Wir fuhren aus der Garage hinaus auf die hell erleuchteten Straßen der Stadt. Kurkin drückte seine feuchte schwarze Nase gegen das Fenster und betrachtete mit unverhohlener Neugier die vorbeiziehenden Gebäude und die Menschen auf den Gehwegen. Ich drehte mich um und lächelte, als ich mich an meine erste Fahrt durch die Straßen von Klarburg in der Welt der Pteryxe erinnerte.

Otto Schneider fuhr absichtlich zweimal um unsere zentrale Plaza, die von imposanten historischen Gebäuden umgeben war, damit Kurkin sie in aller Ruhe betrachten konnte.

„Wie findest du es, Kurkin? Ungewohnt, oder?“ fragte er mit einem Lächeln und sah ihn im Rückspiegel an. „In der Mitte der Plaza steht ein Brunnen mit Skulpturen von Poseidon und den Nereiden, den Meeresnymphen. Poseidon war der Gott der Meere in der griechischen Mythologie.“

„Ah, das antike Griechenland“, rief Kurkin begeistert. „Ich komme gerade von dort! Ich dachte, ihre Götter wären Griffonen – so sehr haben sie mich verehrt!“

„Du warst also der Griffon, und Kris bestimmt Hermes, oder?“ scherzte Schneider.

„Genau“, bestätigte Kurkin. „Können wir uns den Brunnen nicht aus der Nähe ansehen? Ich ziehe auch die Kapuze hoch und halte meinen Schweif ganz ruhig!“

„Leider muss ich dir das verwehren“, sagte Schneider bedauernd. „Eine Panik oder zu viel Neugier können wir uns nicht leisten. Egal, wie vorsichtig du bist, man würde dich sofort bemerken.“

„Aber eines Tages“, fügte ich hinzu, um Kurkin zu trösten, „werden wir bestimmt eine direkte Verbindung zwischen unseren Welten aufbauen, und dann kannst du die Straßen unserer Stadt selbst erkunden.“

Wir fuhren weiter durch das Stadtzentrum. Otto Schneider bremste gelegentlich ab, um Kurkin besondere Gebäude oder Denkmäler zu zeigen.

„Hat dein Freund Kurkin seinen Vorfahren, unseren prähistorischen Pteryx Otto, schon gesehen?“ flüsterte mir Schneider zu.

Ich schüttelte verneinend den Kopf und erinnerte mich plötzlich an meinen Kater Watson.

„Herr Schneider, ich habe zu Hause meinen Kater Watson. Ich würde ihn gern mitnehmen. Er war noch nie lange allein, höchstens ein, zwei Tage. Und ein bisschen frische Luft würde ihm guttun.“

Nach kurzem Überlegen nickte er. „Es ist dein Kater, Kris, also auch deine Verantwortung. Wenn du meinst, dann nimm ihn mit.“

Wir hielten vor meinem Wohnhaus, damit ich meinen Laptop mit meinen Reiseaufzeichnungen und Watson holen konnte. Kurkin wollte unbedingt mitkommen, um meine Wohnung zu sehen, aber Schneider widersprach entschieden:

„Wir warten im Auto auf Kris, Kurkin. Versteh mich bitte nicht falsch, aber wenn ihr unterwegs einem Nachbarn begegnet, könnte das Folgen haben. Wir müssen deinen Aufenthalt hier geheim halten – aus guten Gründen.“

„Ich verstehe. Auch wir haben Kris versteckt, als er das erste Mal bei uns auftauchte“, seufzte Kurkin.

Kaum in der Wohnung angekommen, holte ich zuerst eine große Reisetasche hervor, um ein paar Kleidungsstücke und Wechselwäsche sowie einige Packungen Katzenfutter einzupacken. Auch mein Laptop landete in der Tasche. Nachdem ich den protestierenden Watson in seine Transportbox gesetzt hatte, verließ ich die Wohnung. Wir machten noch einen Halt im Lebensmittelgeschäft, wo ich ein paar Tüten mit Essen für mich und Kurkin kaufte.

Es war schon später Abend, als wir das Landhaus von Otto Schneider erreichten.

„Morgen wirst du deinen Vorfahren Otto kennenlernen“, sagte mein Chef zu Kurkin. „Du kannst dich auf dem Gelände frei bewegen, aber nicht darüber hinaus. Und du, Kris, schreib einen ausführlichen Bericht über deinen Aufenthalt im antiken Makedonien und schick ihn mir per E-Mail.“ Mit diesen Worten verabschiedete er sich von uns und versprach, später für Kurkin eine frische Toga mitzubringen, damit er sich umziehen konnte.

Nach seinem Weggang holte Kurkin Watson aus der Transportbox und nahm ihn freudig in die Arme.

„Na, wir kennen uns doch“, sprach er zu der Katze. „Auch bei uns gibt es dich – unglaublich! Ebenfalls bei Kris, unserem zahmen Primaten.“

Das Haus von Schneider war eingeschossig, aber ziemlich geräumig. Neben dem bereits bekannten Arbeitszimmer gab es ein Badezimmer mit Dusche, eine modern ausgestattete Küche und ein separates Schlafzimmer mit einem großen Bett und einem Sofa. Nachdem wir alle Räume erkundet hatten, aßen wir etwas, und dann stellte ich Kurkin eine Frage, die mich schon lange interessierte:

„Erzähl mal, was hast du mit Neoklos gemacht, nachdem du ihn irgendwohin auf deinem Pferd gebracht hast?“

Wir saßen auf einem bequemen Sofa im großen Arbeitszimmer, während Watson es sich auf Kurkins Schoß gemütlich gemacht hatte.

Kurkin strich sich nachdenklich ein paar Federn am Kopf glatt, bevor er zu erzählen begann:

„Damals war ich ziemlich wütend auf diesen Neoklos, der damit drohte, mein Pferd Meteor mit seinem Schwert zu töten. Also schnappte ich ihn schnell, warf ihn auf das Pferd, und wir galoppierten los. Dieser Neoklos war so erschrocken, dass er sein Schwert fallen ließ. Wir ritten und ritten, und dann fiel mir ein, dass im Wald auf dem Berg bewaffnete Reiter nach uns suchten. Da wendete ich das Pferd, und wir ritten in die entgegengesetzte Richtung. Kris, du warst nicht dabei. Wir waren sonst immer in Richtung der Hügel und Berge unterwegs, aber auf der anderen Seite der Stadt ist alles grün. Ich dachte noch: woher kommt so viel Gras, und dazu noch so hohes, seltsames Gras? Aber dann stellte sich heraus, dass dort Sümpfe beginnen. Also ließ ich das Pferd den Weg wählen. Du verstehst schon, es wäre gefährlich, durch die Sümpfe zu reiten. Was, wenn sie tief sind? Aber Meteor ist ja ein örtliches Pferd, kenn sich mit der Umgebung gut aus. Er streckte die Nase aus und schnupperte. Ich kenne mich mit Pferden aus – als ich früher mit meiner Großmutter in einem anderen Gebiet lebte, haben wir sie sogar behandelt. Wenn ein Pferd so macht“ – Kurkin streckte seinen Hals, öffnete die schwarzen Lippen ein Stück und bewegte seine Nase, um zu demonstrieren, wie Pferde schnuppern – „dann spürt es Wasser. So spürte auch Meteor das Wasser, und nicht das sumpfige, sondern sauberes Wasser. Also dachte ich, dort ist ein Fluss in der Nähe. Und ich überlegte, was ich mit diesem Neoklos machen sollte.

Zurückbringen konnte ich ihn nicht, sonst fängt er wieder an, mit seinem Schwert herumzufuchteln. Da kam mir die Idee, ihn in den Fluss zu werfen. Bis er da wieder herauskommt und zu seinen Leuten zurückkehrt, überlegt er es sich vielleicht, ob er weiter Krieg führen will.“

Kurkin lachte kurz auf, bevor er fortfuhr:

„Meteor rannte los, sprang über die Sumpfhügel – es war herrlich! So lange war ich noch nie auf einem Pferd unterwegs. Und Neoklos stöhnte die ganze Zeit: ‚Ochi, Griffin, ochi, Griffon.‘ Ich wunderte mich, warum er ständig stöhnte und dachte, dass es ihm wohl unangenehm ist, quer über dem Pferd zu liegen.“

„‚Ochi‘ bedeutet auf Griechisch ‚Nein‘“, erklärte ich, während ich mein Lachen kaum zurückhalten konnte. „Aber erzähl weiter, wie ging es weiter?“

„Aha, das heißt also ‚Nein, Griffon, nein.‘ Jetzt ist mir klar. Hör weiter zu. Wir ritten eine ganze Weile, und dann sah ich vor uns ein schwaches Licht von einer Fackel. Meteor wieherte laut und rannte noch schneller. Ich erkannte den Fluss. Das Wasser schien schwarz zu sein, und er war breit“, Kurkin breitete die Arme aus, um die Breite des Flusses zu zeigen. „Ein alter Mann stand dort, hielt eine Fackel in der Hand. Als er mich auf dem Pferd sah, erschrak er so sehr, dass er die Fackel fast fallen ließ. Ich lächelte ihn an, damit er nicht so viel Angst hatte. Dann bemerkte ich ein Boot, das angebunden war. Also warf ich Neoklos kurzerhand ins Boot und gab dem alten Mann mit der Hand zu verstehen, er solle losfahren. Ich denke, der alte Mann war ein Fährmann, der

Menschen ans andere Ufer bringt oder Boote verleiht. Ich weiß es nicht genau, aber er nickte schnell, löste das Boot und begann zu rudern, sehr schnell. Und Neoklos stöhnte noch mehr und fing sogar an zu weinen. Er schrie: ‚Ochi, Charon! Ochi, Charon!‘ So war das. Und was bedeutet ‚Charon‘? Was rief Neoklos da?“

„Oh, Kurkin, jetzt ist mir klar, warum du so lange weg warst. Damals war ich richtig besorgt. Charon ist kein ‚was‘, sondern ‚wer‘. In der griechischen Mythologie ist Charon der alte Fährmann, der die Seelen der Toten über den Fluss Styx ins Reich der Unterwelt bringt. Neoklos dachte wohl, er sei tot und Charon bringe ihn rüber. Du hast ihn wirklich gut eingeschüchtert!“

Kurkin lachte schallend, schlug sich auf die Knie, sodass der erschrockene Watson vom Sofa sprang.

„Das ist ja unglaublich, wie alles zusammengepasst hat! Ein alter Mann mit einer Fackel am Fluss, ein Boot daneben, und dazu die Dunkelheit wie in der Unterwelt! Armer Neoklos!“, sagte Kurkin lachend.

Wir scherzten noch ein wenig darüber und kamen dann auf unsere letzten Abenteuer in der Stadt Pella zu sprechen.

„Ich frage mich, wie es wohl Alala geht“, seufzte Kurkin.
 „Was denkst du, wie hat sich ihr Leben wohl entwickelt?“
 „Ich denke, ihr Leben hat sich gut entwickelt. Sicherlich hatte sie später viele Kinder und Enkelkinder“, antwortete ich voller Überzeugung.

Uns wurde ein wenig wehmütig bei dem Gedanken, dass wir dieses liebe Mädchen niemals wiedersehen und auch nie erfahren würden, wie sich ihr weiteres Leben gestaltet hatte. Wir unterhielten uns noch eine Weile, bevor wir, erschöpft von diesem ereignisreichen Tag, schlafen gingen. Am nächsten Tag, bereits gegen Mittag, besuchte uns Otto Schneider. Er brachte zusätzlichen Proviant und ein paar prächtig bestickte Togen für Kurkin mit.

„Die habe ich aus dem Fundus des Opernhauses geliehen. Der Direktor ist ein guter Freund von mir“, erklärte er.

Mir fiel auf, dass mein Chef schlecht aussah. Zum ersten Mal sah ich ihn mit zerzaustem Haar und dunklen Ringen unter den Augen.

„Ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen und deine Erinnerungen gelesen“, sagte er, als wollte er meiner Frage vorgreifen. „Kris, ich bin enttäuscht von dir. Und das ist noch milde ausgedrückt. Wie konntest du solche unglaublichen Ereignisse vor mir verbergen?“

Er rieb sich die Augen und schüttelte den Kopf.

„Ich weiß nicht einmal, was ich mit dir machen soll. Schreib deinen Bericht über die Reise nach Makedonien so schnell wie möglich, dann sehen wir weiter.“

Er verstummte und sah mich erschöpft an. Ich fühlte mich schrecklich schuldig und wusste nicht, wie ich mich rechtfertigen sollte. Doch er half mir aus der Verlegenheit.

„Andererseits hast du Kontakt mit einer Parallelwelt hergestellt. Einen persönlichen Kontakt! Stell dir vor, welche

gemeinsamen Möglichkeiten wir hätten, die prähistorische Vergangenheit zu erforschen!“ sagte er plötzlich begeistert. Seine raschen Stimmungsschwankungen beunruhigten mich ein wenig.

„Ich habe bereits mit dem Bericht angefangen. Ich denke, bis morgen Abend wird er fertig sein. Aber Sie sollten sich ausruhen. Für wichtige Entscheidungen brauchen Sie einen klaren Kopf“, schlug ich vor.

„Ja, du hast recht, Chris. Und irgendwie muss ich mich erst einmal an all diese Informationen gewöhnen“, antwortete er. Dann blickte er sich um und fragte: „Wo ist eigentlich unser Gast, Kurkin?“

„Er ist bei Kurios – also bei Otto. Kurkin hat Papier und Stifte mitgenommen, ich denke, er macht Skizzen.“

„Richte ihm Grüße von mir aus. Und ich gehe jetzt. Ich muss wirklich schlafen.“

Als ich allein war, öffnete ich wieder den Laptop, den mir mein Chef freundlicherweise zur Verfügung gestellt hatte, um den Bericht über die Ereignisse im antiken Makedonien weiterzuschreiben.

Fast zwei ganze Tage war ich damit beschäftigt und versuchte, keine Einzelheit auszulassen. Gelegentlich gesellte sich Kurkin zu mir und ergänzte meine Erinnerungen. Doch die meiste Zeit verbrachte er draußen auf dem weitläufigen Grundstück des Landhauses, wo er Skizzen anfertigte.

„Die nehme ich mit, wenn ich zu mir zurückkehre“, verkündete er. „Das wird, wie heißt es, ein Beweis für meinen Aufenthalt bei euch, den vernunftbegabten Primaten!“

Endlich war mein Bericht fertig, und ich schickte ihn, wie gewünscht, per E-Mail an Otto Schneider. Meiner Einschätzung nach würde er einige Tage benötigen, um alle Ereignisse meiner letzten beiden „Dienstreisen“ in die Vergangenheit zu analysieren und zusammenzuführen. Dafür würde er sicherlich die Unterstützung anderer Spezialisten brauchen, denn die Entdeckung einer Parallelwelt mit hochentwickelten Pteryxen erforderte gründliche Untersuchungen. So dachte ich zumindest und versetzte mich in seine Lage.

Ich teilte meine Überlegungen dazu mit Kurkin.

„Weißt du, Kurkin, was sich daraus ergibt?“ überlegte ich laut. „Unsere Vorfahren lebten einst auf demselben Planeten, in ein und demselben Universum. Und dann spaltete sich das Universum. In dem einen leben wir, die hochentwickelten Primaten, die ihre eigene Zivilisation erschaffen und weiterentwickeln. In dem anderen Universum gehört die vernünftige Welt euch, den Pteryxen, während die Primaten in ihrer Entwicklung stehengeblieben sind.“

Wir saßen unter einem Baum auf der riesigen Wiese im Gehege, das eigens für unseren Kurios-Otto eingerichtet worden war. Von unserem Platz aus hatten wir einen guten Blick auf ihn. Er saß neben einem großen Ei, das er mit seinem breiten Schwanz bedeckte. Daneben saß mein Kater Watson, der sich auf wundersame Weise mit Kurios

angefreundet hatte. Nur ihm war es gestattet, sich in der Nähe des Eis aufzuhalten.

„Aber warum hat sich das Universum überhaupt geteilt?“ fragte Kurkin. „Hätten wir nicht in einer Welt bleiben und uns gemeinsam entwickeln können? Jetzt ist alles so unverständlich.“

„Anscheinend gab es nach der globalen Katastrophe vor mehr als 150 Millionen Jahren nur eine Tierart, die eine Chance hatte, zu überleben und sich weiterzuentwickeln. Entweder die Säugetiere, von denen wir abstammen, oder kleine Dinosaurier, die in extremen Klimabedingungen überleben konnten.“

Kurkin dachte nach und versuchte, sich all diese Zusammenhänge vorzustellen.

„Wahrscheinlich waren deine Vorfahren nicht besonders gut auf meine zu sprechen. Wer gesiegt hat, der blieb eben, könnte man sagen“, vermutete er.

„Das denke ich auch“, bestätigte ich seine Theorie. „Ich nehme an, die Chancen unserer Vorfahren waren ungefähr gleich, oder fast gleich. In einem Fall verdrängten die Dinosaurier-Pteryxen die Säugetiere und bekamen die Möglichkeit, sich weiterzuentwickeln. Im anderen Fall gewannen die Säugetiere den Überlebenskampf.“

„Das heißt, es gab zwei Möglichkeiten: Entweder wir, die Pteryxen, entwickeln uns, oder ihr, Chris. Stimmt's?“

„Stimmt, Kurkin. Und das Universum hat sich geteilt, um beide Möglichkeiten zu verwirklichen.“

„Und wenn es noch viele andere Möglichkeiten gab? Was, wenn sich noch jemand anderes entwickelt hat?“

Ich erinnerte mich an die riesigen Raubvögel der Gattung *Harpactognathus* aus der Kreidezeit und fröstelte bei dem Gedanken, dass sie sich zu intelligenten Wesen hätten entwickeln können.

„Schwer zu sagen, Kurkin. Wenn ja, dann hoffe ich, dass es jemand Sympathisches mit friedlichen Absichten ist.“

„Wie wir beide, zum Beispiel“, nickte Kurkin zustimmend. „Und jetzt warten wir auf deinen Chef Schneider, um zu hören, was er zu all dem sagen wird.“

So verging unsere Zeit mit Gesprächen und Spaziergängen, während wir auf Nachrichten von Otto Schneider warteten. Kurkin liebte es, Kurios dabei zu beobachten, wie er sein Ei ausbrütete.

„Und das hier soll also unser gemeinsamer Vorfahre sein, ja Kris? Ich kann es kaum glauben. Aber Dr. Kurio wollte ihn doch genau dort finden, in jener Epoche, aus der du zu uns gekommen bist.“

„In der Kreidezeit“, präzisierte ich. „Ein sehr sympathisches Tier, das mir sofort gefallen hat, und genauso neugierig wie seine Nachfahren, die *Pteryxen*.“

Mir gefiel die Zeit mit Kurkin, aber gleichzeitig war ich besorgt, da ich nicht wusste, welche Entscheidung Otto Schneider in Bezug auf mich treffen würde. Dennoch war ich sicher, dass er die Chance nicht verpassen würde, den Kontakt mit der Welt der *Pteryxen* zu vertiefen. Zunächst musste Kurkin jedoch in seine eigene Welt zurückkehren,

und wie das ohne die von mir verlorene Brosche als Kommunikator gelingen sollte, war mir ein Rätsel. Ich hoffte sehr auf die Unterstützung seiner Technikspezialisten.

Es war bereits über eine Woche vergangen, doch von Otto Schneider gab es keine Nachricht. Hatte er wirklich kein Bedürfnis, mit uns über die Geschehnisse und die Situation mit Kurkin zu sprechen? Kurkin musste doch dringend in seine Welt zurückkehren. Mehrmals wollte ich ihm eine Nachricht schicken, hielt mich jedoch zurück. Ehrlich gesagt, beunruhigte mich Kurkins Schicksal am meisten. Schließlich war es meine Schuld, dass er neben mir im antiken Makedonien, in der Stadt Pella, gelandet war, und dass ich die Brosche-Kommunikator, die einzige Verbindung zur Welt der Pteryxen, zu Dr. Kurio und seiner Zeitmaschine, verloren hatte. Deshalb war ich so besorgt und ungeduldig.

Otto Schneider erschien unerwartet und fand uns an unserem mittlerweile liebsten Platz unter dem Baum auf der Wiese. Er kam in seinem Elektroauto vorgefahren. Ohne auszusteigen und ohne jegliche Vorrede sagte er:

„Kurkin, Kris, ich muss euch etwas zeigen. Steigt ins Auto, wir fahren ins Haus.“

Kurkin und ich sprangen auf und setzten uns in sein Elektroauto, das sofort losfuhr. Unsere Neugier brannte, warum diese Eile? Doch wir wagten nicht zu fragen. Schließlich würden wir es ja bald erfahren.

Im Haus nahmen Kurkin und ich auf dem Sofa Platz, während Otto Schneider sich auf einem Stuhl uns gegenüber niederließ. Sein Gesicht war gerötet, seine Augen funkelten,

und seine Lippen waren zu einem Lächeln verzogen. Wir hielten den Atem an und erwarteten eine Überraschung. Da zog er aus der Hosentasche ein kleines Leinenbeutelchen.

„Was glaubt ihr, was das ist?“ fragte er. Und fuhr, ohne eine Antwort abzuwarten, fort: „Ohne mich kommt ihr nicht drauf. Ich habe meine Zeit nicht vergeudet und einige Nachforschungen angestoßen. Aber alles der Reihe nach. Ich habe all deine Berichte über deine letzten zwei Reisen gelesen, Kris. Es tut mir nur leid, dass du mir das nicht sofort erzählt hast, sondern alles für dich behalten hast. Glaubst du etwa, ich hätte deine Entdeckung einer Parallelwelt nicht gewürdigt? Allein die Tatsache, dass du dort warst, ist von unschätzbarem Wert!“

„Sie hätten mich von der Arbeit entbunden, das steht auch fest“, entgegnete ich zu meiner Verteidigung.

„Und was haben Sie da im Beutel?“ mischte sich Kurkin ein, der bis dahin schweigend auf dem Sofa gesessen und seinen flauschigen Schwanz auf den Knien gehalten hatte.

„In der Tat, was ist das? Natürlich werde ich euch diesen geheimnisvollen Gegenstand zeigen, aber zuerst möchte ich etwas anderes sagen. Ich möchte dir, Kurkin, persönlich danken. Für deine Hilfe und deine Freundschaft, die du gegenüber Kris, einem Vertreter unserer menschlichen Zivilisation, gezeigt hast“, sagte Otto Schneider mit einem Lächeln und nickte dabei mehrfach in Richtung Kurkin. „Für Dr. Kurio habe ich einen Brief vorbereitet, den du ihm persönlich übergeben wirst.“

Verwirrt blickte ich meinen Chef an.

„Aber Sie haben doch gelesen, was uns im antiken Makedonien widerfahren ist“, sagte ich. „Ich habe die Brosche, unseren Kommunikator, verloren – die einzige Verbindung zur Welt der Pteryxen. Oder haben Sie eine andere Lösung gefunden? So schnell?“

„Alles der Reihe nach, bedanken könnt ihr euch später. Ich hätte euch direkt in mein Büro im Museum bringen können, um das zu besprechen. Aber erstens wollte ich euch die Neuigkeit so schnell wie möglich mitteilen“, er schüttelte den Beutel in seiner rechten Hand, „und zweitens habe ich noch eine Bitte an unseren Gast Kurkin. Ich glaube, sie ist durchaus berechtigt, und Kurkin wird sie gerne erfüllen. Nachdem ich deine Berichte gelesen hatte, die mich tief beeindruckten, setzte ich all meine Kontakte ein, um einen ganz bestimmten Gegenstand zu finden. Ich suchte ihn in allen Museen mit griechischen Abteilungen. Zahlreiche Mitarbeiter suchten ebenfalls in den Depots nach einem solchen Objekt, basierend auf meiner Beschreibung. Ich erspare euch die Details über unzählige Telefonate und die vielen Fotos ähnlicher Gegenstände, die mir geschickt wurden. Wir standen Tag und Nacht in Kontakt. Und erst gestern Morgen lag genau der Gegenstand, den ich suchte, auf meinem Schreibtisch. Der, den du verloren hast, Kris.“

Überrascht sprang ich vom Sofa auf und streckte die Hand nach dem kleinen Leinenbeutel aus.

„Unser Kommunikator? Gefunden? Das ist ja unglaublich!“ rief Kurkin.

Otto Schneider zog vorsichtig die runde Brosche heraus, die von Rissen durchzogen war, und legte sie auf seine geöffnete Handfläche, damit wir sie betrachten konnten.

„Und wo haben Sie sie gefunden?“ fragte ich immer noch ungläubig. „Tatsächlich in einem Museum?“

Otto Schneider übergab mir die Brosche, lehnte sich zufrieden zurück und begann zu erzählen:

„Ich habe folgendermaßen überlegt: In Griechenland fanden und finden ständig archäologische Ausgrabungen statt. Es gibt eine riesige Anzahl von Lagern mit Tonscherben, kleinen Figuren und vielem mehr. Darunter sind auch Gegenstände, die keinen besonderen Wert haben, oder deren Zweck nicht genau bekannt ist. Ich dachte mir, dass eine runde, dunkle Brosche ohne Verzierung und ohne auffällige Verarbeitung irgendwo in einem Depot landen würde. Und ich hatte recht!“

„Das ist ja kaum zu fassen, unser Kommunikator wurde ausgegraben!“ Kurkin schüttelte skeptisch den Kopf.

„Wahnsinn!“

„Und? Was sagt ihr dazu? Kris hat ihn vor über zweitausend Jahren verloren, und ich habe ihn gefunden. Noch ein weiterer Beweis dafür, dass man mir nichts verheimlichen kann.“

„Ich bin sprachlos“, sagte ich. „Aber funktioniert er?“

„Ich habe gelesen, wie du ihn mit normalen Batterien aufgeladen hast. Also dachte ich mir, dass es mein leitender Ingenieur ohne Probleme reparieren könnte. Und er hat es innerhalb eines Tages hinbekommen. Du hättest es nicht

geschafft, Kris, schließlich hat der Brosche über zweitausend Jahre im Boden gelegen. Es war noch Glück, dass sie überhaupt ausgegraben wurde.“

„Und wann wurde sie gefunden? Bei den letzten Ausgrabungen oder früher?“

„Viel früher, fast hundertfünfzig Jahre her.“

„Das heißt, ich habe den Kommunikator besessen, während er gleichzeitig irgendwo in den Beständen eines Museums aufbewahrt wurde“, diese Vorstellung konnte ich einfach nicht fassen.

„Die Zeit – ein nahezu unerforschter Begriff, Kris. Und es ist durchaus möglich, dass die Entdeckung der Parallelwelt der erste Schritt zu ihrem Studium ist.“

„Ich habe noch eine Frage, Otto“, meldete sich Kurkin. „Wie habt ihr es geschafft, so eine riesige Menge an Objekten zu durchforsten, um unseren Kommunikator zu finden? Ob wir nun die Zeit erforscht haben oder nicht, dafür hätte es einfach nicht genug Zeit gegeben, um das gesuchte Objekt so schnell zu finden.“

Otto Schneider lächelte milde.

„Ich weiß nicht, wie es bei euch in der Welt der Pteryxe aussieht, aber bei uns sind alle Objekte, die in den Museen sind, in Computern erfasst. Ich musste einfach nur die Beschreibung der Brosche an alle Museen mit griechischen Abteilungen schicken. Und siehe da“, er winkte freudig mit den Armen, „der Direktor eines Museums in Thessaloniki in Griechenland meldete sich. Bei ihnen war sie unter der

Beschreibung ‚rundes Objekt, möglicherweise Teil eines Gürtelzubehörs‘ erfasst.“

„Also, es scheint, es ist an der Zeit, dass ich zurückkehre, und ich habe eure Stadt immer noch nicht richtig gesehen“, sagte Kurkin mit Bedauern in der Stimme.

„Mach dir keine Sorgen, Kurkin, betrachte dich als Botschafter unserer Welt. Ich bin sicher, wir werden uns noch wiedersehen. Aber bevor du uns verlässt, hast du noch eine Aufgabe zu erfüllen. Ich bin sicher, du wirst sie nicht ablehnen.“

„Was für eine Aufgabe?“ fragte Kurkin neugierig. Ich war ebenfalls sehr gespannt und sah erwartungsvoll zu meinem Chef. Er erklärte:

„Wie ich aus der Beschreibung der Ereignisse in der antiken Stadt Pella entnommen habe, hat genau dieses Mädchen, Alala, für dich, Kurkin, ein Gedicht über die ‚grünen Augen des Schicksals‘ auf Pergament geschrieben, in der Hoffnung, dich irgendwann wiederzusehen. Es erscheint mir richtig und gerecht, wenn du mit eigenen Händen die beiden Smaragdohringe im British Museum miteinander vereinst.“

Ich freute mich über diese Entscheidung von Otto Schneider. Es würde eine vernünftige und logische Abrundung unserer Abenteuer im antiken Makedonien, in der Stadt Pella, der Geburtsstadt Alexanders des Großen, darstellen.

Kurkin lächelte fröhlich und zeigte dabei seine scharfen weißen Zähne, während er seinen kleinen schwarzen Näschen unwillkürlich bewegte.

„Für die kleine Alala, Griffonia, Erinnerst du dich, Kris?“
stieß er mich mit dem Ellbogen an, und wir lachten beide.

„Und mach dir keine Sorgen wegen deiner Katze, Kris“,
sagte Otto Schneider und bewies einmal mehr, dass er wie
immer an alles gedacht hatte. „Sie wird gut versorgt sein,
solange wir abwesend sind.“

Wir kamen spät abends im British Museum an, nachdem
wir die Strecke von unserer Stadt mit Otto Schneiders
Privatflugzeug zurückgelegt hatten. Kurkin der Dritte war in
ein weites Gewand mit Kapuze gehüllt. Das Museum war für
die Besucher bereits geschlossen. Am Eingang wurden wir
vom Direktor des Museums begrüßt – einem ernsten Mann
mit schmaler Statur und schweren Hornbrillen. Mit
unverhohlener Neugier begann er, Kurkin zu mustern, als
könne er seinen Augen nicht trauen.

„Jim McLaren – Direktor des Museums. Kris, mein
Mitarbeiter, und Kurkin der Dritte – ein Vertreter der Pteryx-
Welt und unser Freund“, stellte uns Otto Schneider vor. „Ich
habe Herrn McLaren in den Verlauf der Ereignisse
eingeweiht, und er hat sich bereit erklärt, an der Entwicklung
unseres gemeinsamen Projekts mit den Pteryxen
teilzunehmen.“

„Sehr erfreut, Herr Direktor“, sagte Kurkin höflich. „Dann
werden wir also zusammenarbeiten.“

Jim McLaren führte uns durch die leeren Hallen des
Museums bis zur griechischen Abteilung, wo er vor einer
Vitrine mit einem Smaragdohrring anhielt. Er öffnete die
Vitrine, trat zur Seite und wandte sich an Kurkin:

„Es ist mir eine große Ehre, Herr Kurkin. Bitte sehr.“

Otto Schneider reichte Kurkin eine kleine Box. Kurkin öffnete sie vorsichtig und nahm den Ohrring heraus, den wir aus der antiken Stadt Pella mitgebracht hatten. Er hielt ihn an seine Augen und lächelte, als er sagte:

„Für dich, Alala, die Anführerin der Griffonen.“

Er legte den Ohrring auf die Vitrine neben den ersten, der dort bereits lag. Ich sah auf das vergilbte Pergamentstück, das mit Zeilen bedeckt war, die die Grundlage für ein heute populäres Lied bildeten.

„Ein Teil des Pergaments, wie ich sehe, ist verloren gegangen. Und zwar der Abschnitt mit den Worten: ‚Das hat Alala für ihren Freund geschrieben, damit wir uns wiedersehen‘“, sagte ich mit einem Hauch von Traurigkeit in der Stimme.

McLaren blickte uns mit einem Lächeln an und sagte:

„Ich habe noch etwas für euch. Kommt mit mir.“

Wir folgten ihm in ein kleines Zimmer hinter der Ausstellungshalle, in dem auf Regalen nummerierte archäologische Objekte aufbewahrt wurden. Er ging zu einem Schrank, nahm eine große Vase von einem Regal und sagte:

„Wir haben diese Vase restauriert. Es ist mir eine große Freude, sie Ihnen im Namen meines Museums und, wenn man so will, unseres Welt der hichentwickelten Primaten zu überreichen, Herr Kurkin.“

Er stellte die alte Vase mit griechischen Ornamenten und Zeichnungen vorsichtig auf einen der Tische im Raum. Kurkin

und ich beugten uns über die Vase und begannen, die Darstellungen darauf zu betrachten.

„Das sind wir, Kris!“ rief Kurkin. „Schau, und Alala sitzt auf meinem Rücken!“

Ich sah genauer hin: ein riesiger Griffon läuft irgendwo hin, hält mit der Hand ein kleines Mädchen mit schwarzen Haaren und großen schwarzen Augen auf seinem Rücken, und neben ihnen renne ich, aus irgendeinem Grund beide Hände nach oben erhoben. Auf einer anderen Darstellung hält der Griffon, der auf einem schwarzen Pferd sitzt, einen erschrockenen Mann in Rüstung an den Haaren – vermutlich Neoklos. Die dritte Darstellung zeigte einen festlichen Umzug, bei dem der Griffon mit den Zügen von Kurkin auf dem schwarzen Pferd saß und vor ihm saß das Mädchen mit zerzausten Haaren im Sattel, umgeben von einer jubelnden Menge. Mich konnte man auf diesem Bild nicht sehen. Wahrscheinlich hatte Agapitos (und ich war mir sicher, dass er es war) beschlossen, das Wichtigste darzustellen, ohne die Details auszuarbeiten.

„Herr Schneider hat mich freundlicherweise in die Einzelheiten eures Aufenthalts im antiken Makedonien eingeweiht. Da erinnerte ich mich an diese Vase, die unter den Ruinen von Pella gefunden wurde“, begann Jim McLaren zu erklären:

„Zuvor hatte ich angenommen, sie sei einfach mit Bildern von mythischen Helden geschmückt. Doch dann erkannte ich, dass es sich um echte Personen handelt. Und Herr

Kurkin ist sehr treffend und erkennbar darauf dargestellt.

Dank der Fertigkeit des unbekannten Künstlers.“

„Sein Name war Agapitos“, sagte ich.

„Und ich erinnere mich an ihn, er ist immer hinter uns hergelaufen“, fügte Kurkin hinzu. „Und bedeutet das, dass ich die Vase mitnehmen kann? Ich meine, nach Hause?“

„Sie gehört Ihnen“, antwortete McLaren mit einem Lächeln.

Nach unserer Rückkehr in die Stadt fuhren wir direkt zu unserem Museum und gingen in das Büro von Otto Schneider. Wir wussten bereits, dass die Zeit für Kurkin gekommen war, in seine Welt zurückzukehren, die Welt der intelligenten Pteryxe.

Kurkin der Dritte stand auf der „Startplattform“, lächelnd und voller Vorfreude auf die Rückkehr in seine Pteryx-Welt und die Möglichkeit, dort in lebhaften Farben von seinen Abenteuern in unserer Welt zu berichten. Unter dem Arm hielt er Blätter mit Zeichnungen, die er während seines Aufenthalts mit mir im Landhaus meines Chefs angefertigt hatte. Otto Schneider überreichte ihm eine Leinensacktasche mit Gegenständen, die er ebenfalls mitnehmen sollte.

„Vergiss nicht, meinen Brief an Dr. Kurio, den Direktor des ‚Instituts der Zeit‘, zu übergeben. In diesem Brief schlage ich ein persönliches Treffen vor. Jetzt, da wir den Kommunikator haben, ist das durchaus möglich. Zur Sicherheit habe ich auch ein mobiles Telefon von mir in diese Tasche gepackt, unsere Art von Kommunikator, sozusagen. In der Tasche befindet sich auch eine Vase – ein Geschenk für dich vom

Direktor des Britischen Museums“, sagte Otto Schneider, als er die Tasche an Kurkin übergab.

„Und von mir gibt es eine Karte unserer Stadt. Du kannst sie an deiner Zimmerwand aufhängen“, fügte ich hinzu.

Kurkin nahm die überreichte Leinensacktasche, während er mit dem Schwanz wedelte.

„Ich werde unsere Zeitmaschine jetzt nicht aktivieren, um kein Risiko einzugehen, dich versehentlich in unsere Vergangenheit zu schicken“, erklärte Otto Schneider. „Du warst ja in der Nähe von Kris geraten, als ihr dem Signal von eurer Brosche-Kommunikator gefolgt seid. Daher werde ich Kris bitten, sie jetzt zu aktivieren. Nach meinen Berechnungen müsste es funktionieren. Gute Reise nach Hause, Kurkin der Dritte!“

Der Kommunikator, der mehr als zweitausend Jahre in der Erde gelegen hatte, öffnete sich überraschend leicht. Ich führte die mir bereits vertrauten Handgriffe aus, und Kurkin verschwand, immer noch breit lächelnd. In der Luft schwebte noch das Echo seiner Worte: „Wir werden uns noch wiedersehen, Freunde!“

Ich schloss den Kommunikator und verwandelte ihn wieder in eine Brosche. Mit voller Hoffnung im Herzen sagte ich: „Bis bald, Kurkin!“

April - Dezember 2024, Hamburg

